

REZENSIONEN

DEUTSCHES POLEN-INSTITUT (ed.) (2006): *Frauen. Jahrbuch Polen 2006*. Wiesbaden: Harrassowitz. 205 S.

„In der deutschen Öffentlichkeit hat die ‚polnische Frau‘ einen festen, wenn auch eher diffus definierten Platz. [...] Was uns fehlt, ist ein Blick auf die Vielfalt von Lebensentwürfen polnischer Frauen im Lande selbst, auf ihre politischen und gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten.“ (S. 4) Dieses Defizit, das im Vorwort umrissen wird, will das Jahrbuch Polen 2006 mit seinem schlicht ‚Frauen‘ überschriebenen Schwerpunktthema ausgleichen. Das Deutsche Polen-Institut setzt damit sein bisher unter dem Titel *Ansichten* firmierendes Jahrbuch fort. Seine Intention, ein deutsches Lesepublikum mit den Frauenrollen und Frauenbildern im östlichen Nachbarland aus Historie und Gegenwart vertraut zu machen, löst das Heft ein, indem es sehr unterschiedliche Stimmen versammelt, etwa die der polnischen Feministin SŁAWOMIRA WALCZEWSKA (*Ritter und Damen? Für einen neuen Geschlechtervertrag*, S. 24-33) auf der einen und des Erzbischofs JÓZEF ŻYCIŃSKI (*Die christliche Vision der Frau und die kulturellen Herausforderungen unserer Zeit*, S. 60-68) auf der anderen Seite, um nur die beiden Extrempositionen zu benennen. Der Eindruck einer ebenso heterogenen wie auch ausgewogenen Zusammenschau wird noch dadurch unterstützt, dass neben polnischen auch eine deutsche Frau zu Wort kommt und sich Frauen wie Männer zum Thema äußern. Neben den divergierenden Standpunkten und Blickwinkeln ist es schließlich noch die thematische Breite, die das Jahrbuch ausmacht; diese thematische Vielfalt reicht von publizistischen

über wissenschaftliche – vor allem literatur-, kultur- und geschichtswissenschaftliche, soziologische und theologische – bis zu literarischen Themen und Textsorten. All das bewirkt ein besonderes Verhältnis von Vielfalt und Ausgewogenheit. Das Schwerpunktthema eröffnet der Beitrag der deutschen Historikerin GERTRUD PICKHAM *Frauenrollen, Geschlechterdifferenz und Nation-Building in der Geschichte Polens* (S. 7-17), der die deutsche Leserin bzw. den deutschen Leser mit den aus der polnischen Geschichte erwachsenen spezifischen Frauenrollen und Geschlechterbeziehungen vertraut macht. Ausführlich erläutert Pickham dabei den bis in die heutige Zeit fortwirkenden Mythos der ‚Mutter Polin‘, der sich von Adam Mickiewicz’ Gedicht *Matka Polka (An die Mutter Polin, 1830)* hereschreibt und das Bild einer Frau entwirft, die sich für ihre Nation einsetzt, ja aufopfert und den Verlust der Staatlichkeit durch unermüdliche Pflege und Tradierung der polnischen Werte und Ideale – häufig in Abwesenheit der Männer und Söhne – auszugleichen sucht. Pickham bezeichnet dieses Frauenbild als „langlebigen Mythos einer symbiotischen Verbindung von Mutterschaft und polnischer Nation [...], dessen Wirkmächtigkeit im 19. und 20. Jahrhundert durch die Erfahrung von Fremdherrschaft, Repression und den Kampf um nationale Selbstbehauptung wesentlich befördert wurde und durch die Gegenüberstellung von traditioneller Frauenrolle und Feminismus bis in unsere Zeit anhält“. (S. 8) Aus dieser besonderen Verpflichtung der polnischen

Frau für die Nation seien sowohl ihre Würde, ihre hervorragende Stellung innerhalb der Familie, ja ihr Selbstbewusstsein erwachsen als auch die Schwierigkeit, sich jenseits dieser vorgeschriebenen Frauenrolle zu entwickeln, hätte dies doch einen doppelten Verrat, sowohl an der Familie als auch an der Nation, bedeutet. Wie nicht zuletzt vor diesem Hintergrund die feministische Bewegung in Polen beschaffen ist, vermitteln die ambitionierten Essays jüngerer polnischer Publizistinnen, Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen. So verzeichnet ANNA NASIŁOWSKA (*Die Ausstellung ‚Die Polin‘ und der polnische Feminismus*, S. 69-79) seit Anfang der 1990er Jahre „ein lebhaftes Interesse für den westlichen Feminismus [und den Versuch – S.P.], seine intellektuellen Traditionen an die polnische Situation zu adaptieren“. (S. 70) Allen voran ist hier für die Literaturwissenschaft die Polonistin Maria Janion zu nennen, die sich in ihren Forschungen u.a. mit dem Mythos der *Matka Polka* kritisch auseinandergesetzt hat und gemeinsam mit ihren Studentinnen die legendäre Warschauer Ausstellung *Die Polin* realisiert hat. Ohne Umschweife geht AGNIESZKA GRAFF in ihrem Essay *Warum Frauen in Polen ‚nicht stören‘* (S. 34-44) den wirkmächtigen Vorurteilen des Durchschnittspolen gegenüber der feministischen Bewegung nach und kommt dabei auf die Science-Fiktion-Kultkomödie *Seksmisja* aus den 1980er Jahren zu sprechen, in der die Hochphase des Kommunismus als Frauenherrschaft allegorisiert wird. *Seksmisja* sei, so Graff, „im öffentlichen Diskurs Polens bis heute ein Schlüsselwort“ (S. 35). Sławomira Walczewska (s.o.) betont die rigide Abtreibungspolitik Polens – die ja bekanntlich unter der gegenwärtigen Regierung noch einmal verschärft wurde – und geht damit auf die große Bedeutung

ein, die der katholischen Kirche und dem Wort des Papstes bis heute für das Selbst- und Fremdverständnis der polnischen Frauen zukommt. Dass es keineswegs nur Männer sind, die dieses Frauenbild formen, belegt im Jahrbuch die Stimme der Journalistin für die katholische Nachrichtenagentur KAI, ALINA PETROWA-WASILEWICZ (*Denkmal der Unbekannten Köchin oder braucht Polen den Feminismus?*, S. 52-59).

Der erste, „Frauen. Essays“ überschriebene Teil des Schwerpunktthemas wird durch zwei Beiträge aus der Feder von Männern beschlossen, einmal des polnischen Soziologen IRENEUSZ KRZEMIŃSKI und schließlich des deutschen Historikers PETER OLIVER LOEW. Während Krze- miński sich in seinem Essay *Der polnische Mann und die Neudefinition der Rolle der Frau* (S. 95-106) mit den fließenden und sich rasch verändernden Geschlechterrollen seit der Wende beschäftigt, auch mit den veränderten Männerrollen und -bildern, spürt Loews *Oh du meine Weichselaphrodite... Der deutsche Mann beschaut sich die polnische Frau* überschriebener Essay (S. 109-117) der Faszination in Historie und Gegenwart nach, die polnische Frauen auf deutsche Männer ausüben.

Im zweiten Teil des Schwerpunktthemas, „Frauen. Literatur“ genannt, wird, meist in Auszügen, neueste polnische Prosa und Lyrik präsentiert, die thematisch bzw. poetologisch um Frauenbilder und Frauenrollen kreist. Auch hier überwiegt der Eindruck des Heterogenen, Vielfältigen. Während MANUELA GRETKOWSKAS Tagebuch einer Magersüchtigen (*Sandra K.*, S. 131-150) den Einfluss von Werbung, Lifestyle und Konsumwelt auf die jungen Frauen darstellt – womit sie sicherlich kein genuin polnisches Problem berührt –, werfen andere Texte wie etwa die von

Rezensionen

MONIKA LUFT (*Im Reich der Dicken Janina*, S. 123-139) und SŁAWOMIR SHUTY (*Basia*, S. 151-156) einen kritischen Blick auf die beruflich erfolgreiche Frau, die häufig mit noch härteren Bandagen kämpft als ihre männlichen Kollegen. Ein besonderes einfühlsames, ja zärtliches Porträt seiner Mutter und damit einer polnischen Frau der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsgeneration ist JANUSZ GŁOWACKI in dem Text *Meine Mutter* (S. 166-169) gelungen, das auch vom Schmerz erzählt, den das Exil für zahlreiche zurückgelassene Mütter bedeutete. Summa summarum ist die kluge, aber auch gewagte Zusammenstellung der Texte des Jahrbuchs Polen 2006 zu loben. Die Verantwortlichen im Deutschen Polen-Institut schreckten nicht davor zurück, Disparates und Streitbares zur Sprache zu bringen, sie nahmen sogar bewusst in Kauf, dass sie damit Irritationen und Fragen aufwerfen. Als deutsche Leserin (und

deutscher Leser) erhält man den Eindruck, dass die Rolle der Frau im gegenwärtigen Polen umstritten ist und sich sehr kontroverse Frauenbilder gegenüberstehen. Zugleich stellt sich aber auch der Eindruck ein, dass hier noch mit frischem Mut gekämpft wird, während in (West-)Deutschland schon längst eine postfeministische Ära angebrochen ist. Hervorzuheben ist nicht zuletzt auch die gestalterische Seite des Jahrbuchs: Hervorragende Frauenportraits des Fotografen Tadeusz Rolke, des legendären polnischen Reportage- und Kunstfotografen, schmücken das Heft. So unterschiedlich die Frauen auf den Fotografien auch wirken, alle strahlen doch Selbstbewusstsein und eine eigene Würde aus. Es wäre dem Image der polnischen Frau in Deutschland zu wünschen, dass es durch die Lektüre dieses lesenswerten Heftes deutlich an Konturen gewinnt.

Silke Pasewalck, Leipzig

BONTER, URSZULA (2005): *Der Populärroman in der Nachfolge von E. Marlitt. Wilhelmine Heimbürg, Valeska Gräfin Bethusy-Huc, Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 276 S.

Jahrzehntelang füllten sie Bücherregale und Zeitschriftentischchen in den bürgerlichen ‚guten Stuben‘ sowie adeligen Salons, manchmal begleiteten sie auch Arbeiterinnen auf ihrem Weg zur Fabrik oder in ihren wenigen Mußbestunden: Die Werke der Populärschriftstellerinnen mit ihren fantastischen Geschichten und unendlich verwickelten Lovestories prägten die Zukunftsträume und Wunschwelten vieler Frauen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine von ihnen – Friederike Christiane Henriette Eugenie John, dem breiten Lesepublikum als E. Marlitt bekannt – gilt auch heute als ein wahres *Gartenlauben*-Wunder, eine Autorin, der es gelang, sich selbst und zugleich einem

der beliebtesten Familienmagazine des 19. Jahrhunderts einen spektakulären Markterfolg zu beschere. Die gern ergriffene Möglichkeit zur Flucht vor den Frustrationen und Ängsten der modernen Gesellschaft (die Auflagenhöhen der Bücher Marlitts sprechen Bände!) in das Marlittsche Universum von Liebe, Gerechtigkeit, Ordnung und Geborgenheit spiegelte in dem darin vorprogrammierten Eskapismus freilich nicht nur das Interesse des Lesepublikums an einer Ersatzwirklichkeit wider, die die realen sozialen und/oder politischen Probleme zu verharmlosen bzw. ganz zu ignorieren erlaubte, sondern bot außerdem eine heile Welt als Surrogat für enttäuschte Erwar-

tungen und bittere Erfahrungen des Alltags an. Denn mit den hier kolportierten Bildern von Familie und Gesellschaft sowie entsprechenden Weiblichkeits- und Männlichkeitsentwürfen konnten (und wurden auch) zugleich ganz konkrete, auf die Realität gerichtete Wertvorstellungen vermittelt und damit ein ganz bestimmtes national-politisches Programm forciert werden, und zwar das einer mit der Haltung der *Gartenlaube* übereinstimmenden nationalliberalen Weltanschauung.

Mit ihrem Buch nimmt sich die polnische Germanistin Urszula Bonter von der Universität Breslau/Wrocław des weiblichen Zeitschriften- und Populärromans in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, der durch die literarische Produktion von Marlitt maßgeblich geprägt und nach dem Tod der Bestsellerautorin von einigen Schriftstellerinnen, so von Wilhelmine Heimburg, Valeska Gräfin Bethusy-Huc und Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem, in zahlreichen Varianten fortgesetzt wurde. Im Unterschied zu den Werken Marlitts, die bereits seit einigen Jahrzehnten zu Forschungsgegenständen der Germanistik, der Literatur- und Kulturwissenschaften zählen, meist im Zusammenhang mit Untersuchungen zu Trivial- bzw. Populärliteratur (hierzu findet sich bei Bonter eine ausführliche Besprechung des Forschungsstandes, S. 18-27), ist das Schaffen von Heimburg, Adlersfeld-Ballestrem und Valeska Bethusy-Huc heute praktisch nicht mehr bekannt und auch wissenschaftlich weit weniger erschlossen. Eine Ausnahme bildet in dieser Gruppe lediglich die letzte der genannten Autorinnen, der Grażyna Szewczyk eine in polnischer Sprache verfasste Monographie sowie einige deutschsprachige Publikationen gewidmet hat (SZEWCZYK 1993, 1999). Bonter setzt sich mit ihrer Studie das Ziel, die Werke der Marlitt-Nachfol-

gerinnen auf deren Schreibstrategien hin zu befragen, und zwar unter dem Aspekt der Fortsetzung des Marlittschen Erzählmodells bzw. eigener Versuche, dessen engen Rahmen zu sprengen und sich einen eigenen narrativen Modus zu erarbeiten. Dazu leitet sie ihre Ausführungen mit einem umfangreichen Kapitel (S. 28-73) über die spezifische Struktur der Werke Marlitts, ihre inhaltlichen sowie erzähltechnischen Besonderheiten ein, um nach der Herausstellung dieses Musters, das den dominierenden Bezugsrahmen liefert, die Texte der drei Nachzüglerinnen auf deren literarische Eigenart und Selbständigkeit hin zu erforschen. Obwohl die Wahl gerade dieser Populärautorinnen als Gegenstand der Analyse der Leserin/dem Leser von vornherein einleuchtend erscheint, ist es dennoch bedauerlich, dass die Breslauer Germanistin ihre Entscheidung, sich ausgerechnet auf diese Schriftstellerinnen zu konzentrieren, nicht explizit begründet. Denn es drängt sich fast unwillkürlich die Frage auf, ob denn bei dieser Zusammenstellung die Tatsache eine Rolle gespielt hat, dass sowohl Adlersfeld-Ballestrem als auch Bethusy-Huc aus Schlesien stammten und Wilhelmine Heimburg zumindest zeitweise mit dem polnischsprachigen Osten Preußens und des Deutschen Reiches in Berührung gekommen war. Die Problematik der deutsch-polnischen Kontakte findet in Bonters Buch nur bei der Besprechung der Werke Bethusy-Huc' eine etwas großzügigere Behandlung, für die beiden anderen Autorinnen scheint sie keinerlei Relevanz zu besitzen. Auch bei der Analyse des Marlittschen Schreibmodells wird lediglich eine als „polnisch“ gezeichnete Figur erwähnt, ohne dabei jedoch dem Komplex der deutsch-polnischen Beziehungen größere Aufmerksamkeit zu widmen. Auch wenn die Mar-

ginalisierung der deutsch-polnischen Kulturverflechtungen vor dem Hintergrund der klaren Zielsetzung und Problemprofilierung des Forschungsvorhabens sowie von der Anlage des Buches her vollkommen überzeugt, bleibt dennoch ein leises Gefühl der Enttäuschung zurück, dass dieses Thema lediglich den Status einer Randerscheinung erhält. Die Involvierung dieses Problemkreises hätte nämlich die Ausführungen der Autorin über das in der Populärliteratur kolportierte Bild der Gesellschaft, vor allem über die ihm impliziten Vorstellungen von der Ordnung der Geschlechter, um die Frage nach dem Beitrag des weiblichen Zeitschriftenromans zur Festigung stereotyper Wahrnehmungsmodi von kultureller und ethnisch/nationaler Fremdheit sowie um die Frage nach den dabei entwickelten Schreibstrategien zur Versprachlichung dieses ‚Fremden‘, ‚Anderen‘ bereichern können. Nichtsdestotrotz ist die Einschränkung der Untersuchungsperspektive nicht nur wissenschaftlich legitim, sondern bei der Größe des Textkorpus auch durchaus verständlich.

Der einleitende Teil der Untersuchung ist in neun Abschnitte unterteilt, die zugleich die konstitutiven Elemente des Marlittschen Romanmodells benennen, das die Grundlage für die Analyse Bonters darstellt. In ihren prägnanten Ausführungen und plausiblen Argumenten überzeugt die Verfasserin schnell durch solide fundiertes Wissen, welches sowohl die gattungspoetische Spezifik des Populärromans im 19. Jahrhundert inklusive seiner Subgattungen als auch den sozial-politischen Kontext seiner Entstehung und die Rezeption umfasst. Zuerst analysiert Bonter die „Kerngeschichte“, die in allen Romanen Marlitts perpetuiert wird (S. 28), und konstatiert, dass die Einfachheit und Einförmigkeit der Werkstruktur und der

Personengestaltung dem Marlittschen Lesepublikum keine intellektuelle Anstrengung aufzwingt, denn das obligatorische Happy End und die friedliche Lösung aller Konflikte gehörten zu den unerschütterlichen Stützen ihres gesellschaftspolitischen und ästhetischen Programms. Ein weiteres herausragendes Merkmal des Romanwerkes von Marlitt ist die spezifische Verwendung des Aschenbrödel-Motivs. Dieses lasse wegen der „spärliche[n] familiäre[n] Anbindung der weiblichen Hauptfiguren“ (S. 41) einen die Leserschaft in jeder Hinsicht leicht zufriedenstellenden Ausgang der verwickelten Familiengeschichten zu. Bonter weiß allerdings verständlich zu beweisen, dass die märchenhafte Erzählperspektive von Marlitt häufig durchbrochen und den Protagonistinnen wesentlich mehr Einfluss auf deren Lebensverlauf eingeräumt wird, als dies im Märchen der Fall ist (S. 42). Bei der Erörterung der Frage nach den realen sozial-politischen Bezügen im Werk Marlitts konstatiert Bonter einen „weitgehenden Ausschluss der historischen Wirklichkeit“ (S. 48) sowie „wenig Resonanz“ sozialer Probleme (S. 49). Dabei wird betont, dass Marlitt eine durchaus politisch interessierte Autorin war, die sich stark für die Propagierung des Liberalismus einsetzte. Die oberflächliche Darstellung bzw. flüchtige Erwähnung sozialer und politischer Missstände in ihren literarischen Texten diene Marlitt meistens wohl nur als ein bequemes Mittel zur effektvollen Ausstaffierung ihrer Romanwelt (ihren Räumen und Figuren), was zugleich ihren Glauben an die relativ einfache Möglichkeit einer Weltverbesserung im liberalen Sinne zum Ausdruck bringt. Von diesem Romanmodell ausgehend, wird dann die literarische Produktion der Marlitt-Nachfolgerinnen in jeweils analog strukturierten Kapiteln

analysiert. Jedes Kapitel wird mit einer biographischen Skizze der jeweiligen Autorin (Heimburg, Adlersfeld-Baltestrem und Bethusy-Huc) eingeleitet, die die Beantwortung der Frage nach der Relation zwischen der ‚Musterschriftstellerin‘ und ihren ‚Schülerinnen‘ ermöglicht. Im Anschluss daran beschäftigt sich Bonter mit der Rezeption ihrer literarischen Werke und bestimmten festgefahrenen Urteilen über sie, die bis heute aktuell und prägend sind. Zentral für die Studie bleibt allerdings die Analyse der Entwicklung eines eigenständigen künstlerischen Programms durch die Schriftstellerinnen, also ihrer Versuche, sich von dem Einfluss der Bestsellerautorin zu befreien und/oder sich eine selbständige Position in der Literaturwelt zu erarbeiten. Für Wilhelmine Heimburg, die den unvollendeten Roman Eugenie Marlitts für die *Gartenlaube* zu Ende schreiben durfte, war es besonders schwer, sich von der Abstempelung als Marlitt-Epigonin zu befreien. Bonter weist nach, dass diese pauschalen Verurteilungen das künstlerische Programm Heimburgs völlig verkennen, und mehr als das: das Gesamtwerk der Autorin einfach ignorieren. Die Verfasserin der literaturwissenschaftlichen Untersuchung stellt den Prozess der allmählichen Loslösung Heimburgs von den Marlittschen Poetikvorgaben überzeugend dar und stellt schließlich fest, dass die Romane dieser Schriftstellerin mit der Zeit immer illusionsloser wurden, bis sie sich gänzlich über den Optimismus in der Manier der *Gartenlaube* hinwegsetzten (S. 82-93). Im Vergleich mit der Vorgängerin, so beispielsweise der Marlittschen Tendenz zur Verharmlosung von Gefahren, zur Banalisierung des Bösen und zur Verniedlichung der sozialen Probleme, erweise sich Heimburg mit ihren desillusionierten Beschreibungen des Familien-

lebens oder mit der Zeichnung einer vielfach orientierungslosen deutschen Gesellschaft an der Wende zum 20. Jahrhundert als viel moderner. Ihre Ausführungen über Wilhelmine Heimburg schließt Bonter mit einer über die Besonderheiten des literarischen Werks der Schriftstellerin weit hinausreichenden Schlussfolgerung ab: Ihrer Meinung nach habe Heimburg nicht allein einen persönlichen schriftstellerischen „Reifungsprozess“ durchlaufen, sondern sie habe zugleich auch die *Gartenlaube* mit ihrem gesamten Programm zutiefst beeinflusst und durch die eigene Entwicklung gewissermaßen in Mitleidenschaft gezogen (S. 114).

Die stichhaltige Argumentationsweise, der souveräne Umgang mit dem umfangreichen Material sowie die lebhaftige Sprache, die das Buch von Bonter auszeichnen, überzeugen auch weniger an der Populärliteratur interessierte Leser davon, dass diesem literarischen und kulturellen Phänomen durchaus eine größere Aufmerksamkeit gebührt, da sich an ihm u. a. immer auch die Befindlichkeit der jeweiligen Gesellschaft ablesen lässt. Daher hätte dieser Aspekt auch etwas stärker berücksichtigt werden können. Möglicherweise wäre auf diesem Weg die Frage zu beantworten, was denn eigentlich in der Zeitspanne zwischen den beiden Erfolgsautorinnen der *Gartenlaube* – Marlitt und Heimburg – geschah, dass das Lesepublikum und mit ihm die Redaktion der Zeitschrift ihre Erwartungen an die Literatur so deutlich änderten. Andererseits bleibt zu fragen, warum denn die grundsätzliche Andersartigkeit der künstlerischen Produktion Heimburgs (verglichen mit Marlitt) offensichtlich weder von der damaligen Kritik noch von der Forschung registriert wurde. Davon, dass dem so ist, scheint die Verfasserin der Analyse überzeugt zu sein, wenn sie die bisherige Re-

zeption des Werkes Heimburgs als stereotyp entlarvt und der These von deren literarischer Unselbständigkeit entschieden widerspricht; auch wenn sie auf die Frage, warum dies so ist, letzten Endes eine Antwort schuldig bleibt. Auf der anderen Seite muss man die Konsequenz Bonters anerkennen, mit der sie das klar formulierte Ziel ihrer Untersuchung unbeirrt verfolgt und dem sie ihre Erörterungen auf bewundernswerte Weise unterordnet.

In dem Kapitel, das dem literarischen Werk Eufemia Adlersfeld-Ballestrems gewidmet ist, wird der literarische Aufstieg der Schriftstellerin anschaulich geschildert, für den nicht so sehr wie bei Heimburg der Ablösungsprozess vom Marlittschen Modell, sondern eher die Bevorzugung des modernen Kriminalromans ausschlaggebend war. Bonter arbeitet gewissenhaft alle Unterschiede zwischen der Schreibpraxis Marlitts und dem Romanwerk ihrer Nachfolgerin Adlersfeld-Ballestrem heraus und belegt mit aussagekräftigen Argumenten die Besonderheit ihres Erzählens. Mit Recht weist sie darauf hin, dass sie im geistigen Horizont des Wilhelminischen Reiches und im bürgerlichen, konservativ-monarchistischen Wertekanon verfangen blieb, was die gänzliche Ausklammerung der sozialpolitischen Realität der Weimarer Republik und das Beharren auf der Darstellung der nicht mehr existierenden Gesellschaftsverhältnisse des Kaiserreiches zur Folge hatte. Doch dessen ungeachtet bringen Adlersfeld-Ballestrems Werke im Gegensatz zu den Schilderungen Marlitts eine pessimistische Sicht auf Mensch und Gesellschaft zum Ausdruck, sie zeigen eine „defekte Welt“ (S. 168), so dass man ihre Texte als „Antimärchen“ (S. 165) lesen kann. Hochinteressant sind die Ausführungen Bonters über die Inszenierung

des Sterbens, in denen Eufemia Adlersfeld-Ballestrems die Begegnung mit dem Tod zu einem ästhetischen Erlebnis und die Leiche auf dem Totenbett zu einem Kunstwerk stilisiert (S. 162-165). Auch gewisse Übereinstimmungen und Parallelitäten in der Erzählweise der Schriftstellerin mit der ‚Gothic Novel‘ werden von Bonter mit größter Sorgfalt untersucht, wobei die Eigenart des Schreibens von Eufemia Adlersfeld-Ballestrem niemals aus den Augen verloren wird.

Gewiss ist das vorletzte Kapitel, in dessen Mittelpunkt das literarische Werk von Valeska Gräfin Bethusy-Huc steht, wegen der dort aufgeworfenen Frage nach der Begegnung mit dem kulturell und ethnisch Fremden (die deutsch-polnische Konfrontation) und dem sozial-politisch Anderen (das Proletariat, die Sozialdemokratie) das interessanteste. Ihre Darstellung von Leben und Werk Bethusy-Huc‘ schränkt Bonter nicht lediglich auf die Besprechung der thematischen Spannweite ihrer Romane oder auf gattungspoetische Fragen ein, sondern sie kann aufgrund ihrer umfangreichen Archivrecherchen den Arbeitsprozess der Schriftstellerin mit bemerkenswerter Genauigkeit rekonstruieren und die Beweggründe für deren Zuwendung zum populären Zeitroman ausloten. Die Systematisierung des ausgedehnten Erzählwerks von Bethusy-Huc, die Urszula Bonter in ihrer Studie durchführt, zeigt deutlich, welchen Wandel diese Erzählerin durchmachte: Von einer dilettierenden Liebes- und Eheromanautorin entwickelte sie sich zu einer gefragten Schriftstellerin, die nach ‚modernen‘ Themen griff, welche bisher von weiblichen Autoren eher gemieden wurden. Die Industrie Oberschlesiens mit ihren Berg- und Hüttenwerken, mit ihrem Proletariat und ihrer Unternehmerschicht

liefern den Erzählstoff für die Schlesierin Valeska Bethusy-Huc, den sie in ihren „Romanen mit dokumentarischem Hintergrund“ erfolgreich verwertete (S. 195-203).

Bonter unterzieht zwei Romane von Bethusy-Huc einer genaueren Analyse – zwei Auftragsarbeiten für die *Schlesische Zeitung*: *Hans der Pole* und *Der Platz an der Sonne*. Es ist schade, dass die Verfasserin der Analyse die Konstruktionen des Polnischen nicht stärker exponiert hat, obwohl die von ihr formulierten Schlussfolgerungen durchaus die literarischen Imaginationen der Schriftstellerin im breiten Feld des deutschen Polendiskurses situieren (ORŁOWSKI 1996). Aus der Analyse Bonters geht eindeutig hervor, dass Bethusy-Huc die im deutschen Öffentlichkeitsraum gängige Stereotypisierungspraxis Polens und der Polen vorbehaltlos akzeptierte und mit ihren eigenen Darstellungen multiplizierte. Bonter meint zu der ideologischen Grundhaltung des Romans *Hans der Pole* Folgendes: „Letztendlich geriert sich *Hans der Pole* als totaler Abgesang auf die romantische Polenverehrung und gipfelt in einer niederschmetternden Kritik der gesamten polnischen Nation“ (S. 210). Dem ist nur zuzustimmen, vor allem wenn man bedenkt, dass die Darbietungen Bethusy-Huc’ die fatale Diffamierungstradition des Polnischen im Zeichen etwa eines Gustav Freytag (SURYNT 2004) bewusst fortsetzen. Nicht weniger spannend ist die Konstruktion des politisch ‚Anderen‘ – der Sozialdemokratie und des Proletariats, die in Bethusy-Huc’ zweitem Roman die Rolle des gefährlichen und daher zu domestizierenden Fremden übernehmen. Bonter erblickt darin einen Reflex der außerliterarischen Mobilisierung konservativer Kräfte im Kaiserreich gegen die Sozialdemokratie und allgemein gegen

die sich organisierende Arbeiterklasse. Aufschlussreich sind in diesem Kontext auch die Überlegungen zum Stellenwert der ‚oberschlesischen Problematik‘ im Werk von Bethusy-Huc, die heute oft durch das Prisma des ‚Schlesischen‘ wahrgenommen wird. Andererseits weist die Breslauer Germanistin darauf hin, dass die Schriftstellerin aus Oberschlesien erst allmählich Gefallen an der Rolle einer Heimat-Autorin fand. In den abschließenden Betrachtungen geht Bonter auf die Problematik der sich ihrem Ende zuneigenden ‚Familienzeitschriftseligkeit‘ und eines veränderten Selbstverständnisses von Zeitschriftenroman-Autorinnen am Beispiel Hedwig Courths-Mahlers ein. Sie beschließt ihre Erörterungen mit der Schlussfolgerung, dass das Festhalten an Trivialromanen im Stil der *Gartenlaube* oft mit einer gewissen Immunsierung der Autorinnen und Autoren gegen Angriffe der Literaturkritik erkaufte werden musste, d. h. mit der erzwungenen Akzeptanz, sich selbst als Produzenten minderwertiger Ware, die die Bezeichnung ‚Literatur‘ nicht beanspruchen dürfe, festlegen zu lassen.

Das Buch von Bonter verheißt eine interessante Lektüre und hält sein Versprechen: Es ist klar und schlüssig strukturiert, seine Argumentationsweise ist logisch und daher überzeugend, seine Sprache bildhaft und sein Erzählgestus spannungsvoll. Diese Charakteristika werden aber nicht auf Kosten seines wissenschaftlichen Wertes erreicht. Ganz im Gegenteil: Leserinnen und Leser müssen die philologische Akkuratess, mit der die Forscherin ihr Vorhaben verwirklicht hat, ihre tiefgreifenden, auf intensiven Archivrecherchen beruhenden Kenntnisse sowie die größte faktographische Sorgfalt ohne Weiteres anerkennen.

Literatur

ORŁOWSKI, Hubert (1996): „*Polnische Wirt(h)schaft*“. *Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit*. Wiesbaden.

SURYNT, IZABELA (2004): *Das „ferne“, „unheimliche“ Land. Gustav Freytags Polen*. Dresden.

SZEWczyk, GRAZYNA (1993): *Provinz Oberschlesien in den Geschichten und Erzählungen von Valeska Bethusy-Huc*.

In: SZEWczyk, GRAZYNA (1993): *Stimmen schreibender Frauen. Beiträge zur Literatur von polnischen und deutschen Autorinnen*. Katowice, 101-115.

– (1999): *Niepokorna hrabina. Literacka kariera Valeski von Bethusy-Huc*. [Keine demütige Gräfin. Die literarische Karriere der Valeska von Bethusy-Huc]. Katowice.

Izabela Surynt, Wrocław

CORNEJO, RENATA (2006): Das Dilemma des weiblichen Ich. Untersuchungen zur Prosa der 1980er Jahre von Elfriede Jelinek, Anna Mitgutsch und Elisabeth Reichart. Wien: Praesens Verlag. 245 S.

Das bekannte Diktum Simone de Beauvoirs, „[...] man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“, scheint nach so vielen Jahren wenig an seiner Aktualität verloren zu haben. An dieser Tatsache haben weder die Bestrebungen der Neuen Frauenbewegung noch all die seit dieser Zeit von den Frauen errungenen Freiheiten und Privilegien etwas ändern können. Die jeweils aktuellen Forderungen lassen die Frau immer wieder neu nach adäquaten Konstruktionen der eigenen Identität suchen. Es geht um die Bedingungen der ausgeübten gesellschaftlichen Rollen und um deren Vereinbarung mit der Suche nach der persönlichen Entfaltung und Selbstverwirklichung. Die Frage nach der Konstitution des weiblichen Subjekts, nach dessen Verstrickung im Netz oktrozierter Muster sowie nach der Möglichkeit, die weibliche Identität aufzubauen, zieht sich wie ein roter Faden durch die Werke der Gegenwartsliteratur. Die österreichischen Schriftstellerinnen gehen an diesen Fragenstellungen nicht desinteressiert oder teilnahmslos vorbei.

Die tschechische Literaturwissenschaftlerin Renata Cornejo untersucht in ihrer Arbeit die Dilemmata des weiblichen Ich anhand der in den 1980er Jahren entstandenen Prosawerke von Elfriede Jelinek (*Die Klavierspielerin*), Anna Mitgutsch

(*Die Züchtigung, Das andere Gesicht*) und Elisabeth Reichart (*Februarschatten, Komm über den See*). Im dritten, dem künstlerischen Selbstverständnis der Autorinnen gewidmeten Kapitel, begründet sie ausführlich ihre Wahl. Alle drei Autorinnen gehören der unmittelbaren Nachkriegsgeneration an. Sie haben sowohl die Umbruchstimmung der studentischen Revolte als auch die emanzipatorischen Bestrebungen der Frauenbewegung in den 1970er Jahren aktiv miterlebt, was nicht ohne Einfluss auf ihr Wertesystem geblieben ist, denn alle bezeichnen sich als Feministinnen, auch wenn es unterschiedlich geprägte Vorstellungen sind, die sie mit dem Begriff verbinden. Jelinek ist die einzige, die sich nicht nur zum Feminismus bekennt, sondern auch bereit ist, sich als feministische Autorin zu bezeichnen. Ihr persönliches Engagement in der Frauenbewegung sei allerdings stark an die linksradikal-maoistische Weltanschauung gekoppelt, dennoch sei in ihrem Werk im Gegensatz zu den Entwürfen der feministischen Bewegung „kein Aufklärungsmodell zu finden, vielmehr ein an Nihilismus grenzender Pessimismus“ (S. 35). Als einzige lässt sie den Begriff „Frauenliteratur“ gelten, wobei sie damit Utopien einer möglichen weiblichen Ausdrucksform assoziiert, die das individuell

erfahrene Leid individualistisch schildern (S. 37). Die von Cixous postulierte ‚weibliche‘ Sprache scheint ihr suspekt, überzeugt zeigt sie sich freilich von der weiblichen Problematik, die einerseits zur Ausbildung der weiblichen Identität führt, andererseits das anmaßende Sprechen der Frau ermöglichen sollte (S. 39). Mitgutsch, die sich zur überzeugten und radikal denkenden Feministin deklariert, versteht darunter einfach das Recht, Mensch zu sein. Ihre aktive Beteiligung an der feministischen Frauenbewegung, durch Erfahrungen im Fernen Osten bedingt, bleibt dennoch auf den Aufenthalt in den USA beschränkt. Abschreckend wirkte auf sie die Ideologisierung mit den Richtlinien, wie man zu schreiben, zu leben und zu denken habe (S. 41). Feministische Literatur sei für sie eine ideologisch geprägte, engagierte Literatur, die die Entwicklung der Frau von der Unfreiheit zur Befreiung darstelle. Fest davon überzeugt, dass die Einmauerung politischer Positionen dem Missbrauch der Literatur gleicht, will sie beide Bereiche genauso entschieden voneinander trennen, wie sie die Bezeichnung ‚Frauenliteratur‘ ablehnt, weil diese eine Degradierung zur Minderheitensubkultur und somit eine Gettoisierung bedeutet. Als abwertend empfindet solche Zuordnungen auch Elisabeth Reichart, ebenfalls eine eingefleischte Feministin. Jünger als Jelinek und Mitgutsch nahm sie im Unterschied zu ihnen nur an den Diskussionen über den Feminismus teil.

Als eine weitere Gemeinsamkeit wird die intensive Beschäftigung der Autorinnen mit dem Schaffen von Ingeborg Bachmann angeführt. Jelinek greift hauptsächlich den „Krieg mit anderen Mitteln“ (S. 54) auf, und als andere Mittel dechiffriert sie die Liebe zwischen Mann und Frau, die immer auf Kosten der Frau gehe und mit einer Todesart ende. Da die Frau in den Phantasiebildern der Männer als eine Art Ikone verhaftet ist, wird sie in der

Liebesbeziehung zum bloßen Objekt reduziert. Cornejo zufolge gehört außerdem sowohl für Bachmann als auch für Jelinek die Vernichtung der Frau in den gleichen Machtzusammenhang – der Faschismus, der seinen Ursprung in der Familie hat, negiert die sexuelle Autonomie der Frau und bringt sie dazu, ihre Sexualität selbst zu vernichten (S. 56). Während Mitgutsch, die studierte Germanistin und Anglistin, sich insbesondere Bachmanns Lyrik zuwandte und dieser Auseinandersetzung das aufmerksame Eingehen auf das Wort, die Sprachgenauigkeit sowie auch die Sensibilisierung für die weibliche Existenz Erfahrung verdankt, ist Bachmann in den Texten Reicharts viel deutlicher in Form der intertextuellen Bezüge anwesend, z. B. in programmatisch gesetzten Zitaten oder Anspielungen. Bachmanns Werk interpretiert sie, so Cornejo, als die Beschreibung der von vornherein zum Scheitern verurteilten Geschlechterbeziehungen, die für die Frau tödlich enden. Die Verweigerung der Existenz nimmt oft Züge der Sprachentfremdung an, der Sprachverlust führt wiederum zur Isolation und zum Identitätsverlust.

Die eigentliche Folie des methodologischen Ansatzes von Cornejo bilden die Theoreme der französischen Poststrukturalistinnen, die im zweiten Kapitel nachgezeichnet werden. Bekanntlich versuchten Julia Kristeva, Hélène Cixous und Luce Irigaray, die weibliche Subjektconstitution unter verschiedenen Gesichtspunkten zu definieren. Cornejo rekapituliert die wesentlichen Punkte ihrer Beiträge zur Abgrenzung des weiblichen Ich, indem sie diejenigen Aspekte aufgreift, die ihr später als Basis der Textanalysen und Interpretationen dienen – das Konzept des geschichtslos- und subjektlosen Wesens der Frau sowie die sprachliche Darstellung der ‚imaginierten Weiblichkeit‘. Die Möglichkeit, das Weibliche in der Sprache zu manifestieren, führt sie

zum Problem der weiblichen Ästhetik, die sie als Arbeitshypothese nur insofern gelten lässt, als sie „neue Bedürfnisse und Phänomene der Zeit zu erfassen sucht und die Verrückung von traditioneller Geschlechtsspezifität im ästhetischen Raum überhaupt denkbar macht“ (S. 29). Mit der Aufhebung der einfachen Analogie zwischen der realen Frau und dem soziokulturellen Weiblichen wird die Frau aus der Einengung in dem ihr zugewiesenen Ort befreit und das ihr auferlegte Bild der Zerstörung preisgegeben. Die Subversion der herrschenden Ordnung verhilft somit zu einem Freiraum, in dem ein freier Raum der Weiblichkeit vorstellbar wäre. Jedem der drei analytischen Kapitel (4., 5., 6.) werden jedes Mal theoretische Bezüge vorangestellt. Zuerst rückt die Suche nach der adäquaten Sprache in den Brennpunkt der Untersuchung. Richtungweisend ist für Cornejo die Erkenntnis der Poststrukturalisten, dass das Subjekt und dessen Identität nicht nur durch soziale oder ideologische Faktoren bestimmt, sondern auch als Prozess durch die Bedeutung produziert werden, die erst in diversen Diskursen anzusiedeln ist (S. 64). Das Ringen um die authentische Sprache, die keineswegs mit der „verstümmelten Männersprache“ gleichzusetzen ist, wird somit zum Ringen um die eigene Identität. Das Freilegen der verdrängten Weiblichkeit durch die Erinnerungsarbeit wird zum Ich-konstituierenden Element für Elisabeth Reichart. In der Emanzipation durch die Erinnerung sieht Cornejo die Notwendigkeit des Selbstbestimmungsprozesses und des Neuanfangs (S. 70). Dabei gehe es der Schriftstellerin vorwiegend um die ‚Verschriftlichung‘ von Leerstellen, an denen die Verschränkung der individuellen und historisch-gesellschaftlichen Versäumnisse sichtbar wird, weil die Flucht vor der Sprache den Ich-Verlust nach sich ziehen muss. Nur die Versprachlichung des Verdrängten

kann als ein Akt der Befreiung aus dem Zustand der Ich-Losigkeit gedeutet werden, darin scheint die eigentliche Wirkung der Erinnerungsarbeit gegeben zu sein. Mit Recht hebt Cornejo den Umstand hervor, dass die Erinnerungsstruktur in beiden analysierten Texten ihre sprachliche Gestaltung organisiert, weil die Sprache zum Spiegelbild der Sprechenden wird. Die reduzierte, unvollständige, zerstückelte Artikulation entspricht dem Innerten und, auf der anderen Ebene, dem eigenen Selbstwertgefühl.

Im fünften Kapitel gilt das Augenmerk der Autorin dem dezentrierten Subjekt und der Ich-Spaltung. Sie geht von der Subjekttheorie Lacans aus, der zufolge der Individualisierungsprozess des Menschen in der präöedipalen Phase, im sog. „Spiegelstadium“ beginnt. Das Kind erkennt im Spiegel sein Abbild, und die Identifikation mit ihm suggeriert außer der körperlichen auch eine psychische Ganzheit. Die Gleichzeitigkeit des Wahrnehmens und des Wahrgenommen-Werdens führt allerdings zur Spaltung des Subjekts und wird auch nach dem Eintritt in die symbolische Ordnung der Sprache nicht überwunden, denn dort existiert es zugleich als Subjekt und Objekt der Aussage (je/moi). Lacan leugnet die Möglichkeit der Subjekt-Einheitlichkeit, betont jedoch die Suche nach der Einheit als Begehren, diese Spaltung zu überwinden und die Bedeutung identifikatorisch festzuhalten. In dieses Raster ordnet Cornejo den Roman *Das andere Gesicht* von Anna Mitgutsch ein, den sie als ein Beispiel der komplementären Dualitätsdarstellung und des Prozesses einer (weiblichen) Selbst-Erkennnis im Anderen wertet. Große Bedeutung misst sie der Spiegel-Metapher bei, denn das Spiegelbild offenbart ein Balancespiel zwischen dem Sich-Selbst-Erkennen und -Verkennen (S. 118). Das dominante Rationale, Bewusste, Logische, das durch die eine Figur verkörpert wird, reflektiert

im Spiegel ihre Entfremdung genauso wie das dominant Emotionale, Unbewusste, Traumhafte, das in der zweiten Figur personifiziert ist. Beide werden einander ununterbrochen zu Spiegeln, und es ist gerade der Spiegel oder der Traum, der die Vereinigung dieser zwei Komponenten ermöglicht, wobei die Selbstspiegelung für jede der Identitäten eine andere Funktion hat und andere Vorgänge auslöst. Cornejo arbeitet ferner die metaphorische Umschreibung des nicht zu lösenden Dilemmas des Unsagbaren und des ewigen Dazwischen-Stehens zwischen der Sprachlosigkeit heraus, die entweder auf den Verzicht oder auf die Verweigerung des Sprechens und der geliehenen Sprache im Sinne der Anpassung an das Vorgefundene zurückzuführen ist (S. 139). Zum Ausgangspunkt des sechsten Kapitels, das das Problem des durch die Züchtigungen der Mütter annullierten Individuums durchleuchtet, werden die feministischen Theorien der 1980er Jahre erklärt, die die Mutter-Tochter-Beziehung zur Grundlage der weiblichen Identitätsentwicklung machen. Die Verdoppelung des weiblichen Ich in dieser Relation, die Irigaray zufolge daraus entsteht, dass die Tochter die Mutter in sich erkennt und sich selbst in der Mutter sieht, untersucht Cornejo anhand von Mitgutschs *Die Züchtigung* und von Jelineks *Die Klavierspielerin*. In beiden Romanen funktionieren die Töchter als Projektionen der Minderwertigkeitskomplexe ihrer Mütter. Diese vorbildlichen Hüterinnen der patriarchalischen Ordnung geben ihre beschädigte weibliche Identität in Form eines mangelnden Ich-Gefühls an die nächste Generation weiter. Das negative Spiegelbild der Mutter wird dermaßen als fester Bestandteil des Selbstverständnisses verinnerlicht, dass dessen Auslöschung die Selbstauslöschung bedeuten muss. Cixous' Postulat gemäß, die Frau müsse „ihren Körper schreiben“ sucht Cornejo

nach den vorgeschlagenen Möglichkeiten, durch den Körper zu ‚sprechen‘ und stellt das Vorhandensein des anerzogenen Masochismus (*Die Klavierspielerin*) und der mit der Körperkontrolle verbundenen Liebeshungernot (*Die Züchtigung*) fest. Entlarvt wird überdies die gewaltige manipulative Funktion der Sprache, die die Dressur der Töchter erst ermöglicht. Unterschiedlich fallen die Strategien der Autorinnen aus, sich diesem Phänomen zu nähern. Während Mitgutsch den sprachlichen Terror, der den Selbstverlust der Tochter vorprogrammiert, als das Gefängnis in der Sprache der Mutter darstellt, aus dem heraus erst die mühsame Erinnerungsarbeit die notwendige Distanz zu schaffen erlaubt, so dass es zu seiner Entwaffnung durch die Ironie kommen kann, bedient sich Jelinek einer sprachimmanenten Kritik. Durch sprachliche Montagen, Veränderungen des lexikalischen Materials, Verschiebungen im Kontext sowie durch Doppeldeutigkeiten kehrt sie die positiven sprachlichen Bilder, die als Transportmittel der herrschenden Ideologie verstanden werden, in ihr Gegenteil um, wodurch sie die Gesellschaftskritik in der Sprache selbst ausübt (S. 197).

Cornejo versucht in ihrer Studie dem Begriff des weiblichen Ich näher zu kommen, das sie als die „in der jeweiligen historischen und sozio-kulturellen Realität konkretisierbare[n] Zuschreibungen unter spezifisch weiblicher Erfahrung“ (S. 200) definiert. Anhand der Thesen französischer Theoretikerinnen, denen die Autorinnen selbst entweder skeptisch oder gar ablehnend gegenüberstehen, analysiert sie die ausgewählten Texte. In den Fokus ihrer Untersuchung rücken folgende thematische Schwerpunkte: die Aussonderung des Weiblichen aus der Sprache, die zum Verstummen führen kann, die Bestimmung des Weiblichen als Differenz zwischen dem einen und dem anderen

sowie die Verstrickung in der ambivalenten Mutter-Tochter-Konstellation, aus der die physischen und psychischen Schädigungen des weiblichen Subjekts resultieren. Die Vielfalt der angesprochenen Aspekte dokumentiert ein tiefes Interesse der Forscherin an der effizienten Neuforschung literarischer Texte aus den 1980er Jahren. Methodologische Klarheit, Mehrdimensionalität der Perspektiven, die umfangreiche Zusammenstellung der Sekundärliteratur sowie die Interviews mit Anna Mitgutsch und Elisabeth Reichart, die sich im Anhang befinden und die der Autorin der Klärung der Selbstverortung dieser zwei Schriftstellerinnen innerhalb des feministischen Diskurses dienen, gehören zweifelsohne zu den Vorteilen der Publikation. Das Buch sichert den interessierten Leserinnen und Lesern eine aufschlussreiche und anregende Lektüre, seine verständliche Sprache sorgt dafür, dass der feministische Diskurs an klaren Konturen gewinnt und auch für diejenigen zugänglich ist, die sich dagegen gesperrt haben mögen. Ein durchaus empfehlenswertes Buch, das bestimmt ein großes Echo findet. Die bisher in Polen erschie-

nenen Rezensionen (s. Literatur) scheinen diese Einschätzung zu bestätigen. Doch wenn Šebestová diese Arbeit denjenigen anrechnet, die sich mit der „Frauenliteratur befassen“ (S. 191) und Mitgutschs einschlägige Äußerungen einfach übersieht (so im Interview von Cornejo, S. 219: „Ich lehne den Begriff ‚Frauenliteratur‘ ab und mache auch bei keinem Symposium, bei keiner Sammlung, nirgendwo mit, wo der Terminus ‚Frauenliteratur‘ erscheint. Es ist für mich kein tragbarer Titel, keine tragbare Definition.“), ist man eher geneigt zu glauben, dass die Realität manchmal ironisch ihren Mund verziehen kann.

Literatur

ŠEBESTOVÁ, IRENA (2006): *Existiert eine Antwort auf die Frage nach der Konstituierung des weiblichen Ich?* RENATA CORNEJO: *Das Dilemma des weiblichen Ich*. In: *Zbliženia 3 (44)*:191-193.

MISTEWICZ, MAGDALENA (2007): RENATA CORNEJO: *Das Dilemma des weiblichen Ich*. In: *Studia Niemcoznawcze XXXIV*: 611-613.

Joanna Drynda, Poznań

ENGEL, MANFRED / LAMPING, DIETER (eds.) (2006): *Franz Kafka und die Weltliteratur*. Stuttgart: Vandenhoeck & Ruprecht. 378 S.

Franz Kafka und die Weltliteratur – zu diesem nicht mehr neuen, jedoch längst nicht ausgeschöpften und immer wieder aus dem Blick geratenen Thema will der von ENGEL / LAMPING herausgegebene Sammelband einen Beitrag leisten. Dabei stehen drei Aspekte des Themenkomplexes im Vordergrund: Kafkas eigene Lektüren, Lektüren seiner Texte durch andere Autoren und Kafka als Autor der literarischen Moderne. In den ersten beiden Teilen des Bandes geht es um produktive Rezeption, worunter nicht nur Bezüge auf Texte, sondern auch Bezugnahmen auf

deren Autoren verstanden werden. Im ersten Teil erscheint Kafka als Subjekt, im zweiten als Objekt solcher Lektüren. Der dritte Teil wendet sich typologischen Aspekten zu; in ihnen soll es um Autoren gehen, die nicht direkt aufeinander Bezug nahmen, denen jedoch die Teilhabe an der Moderne gemeinsam ist.

Die einzelnen Studien wurden im September 2004 auf einem an der Universität Saarbrücken abgehaltenen Symposium vorgetragen. Die Herausgeber konzipierten den Band als eine Sammlung von exemplarisch zu verstehenden Fallstudien.

Rezensionen

Vor allem der zweite Teil des Sammelbandes könnte nach der Konzeption der Herausgeber Ausführungen zu fast sämtlichen Autoren der Moderne beinhalten. Zum einen werden in den Beiträgen bereits seit längerem bekannte Bezüge in den Blick genommen, und zum anderen werden neue oder bislang wenig untersuchte analysiert. Der erste Teil umfasst Untersuchungen zu Kafkas Rezeption der Bibel (JÜRGEN SÖRING, S. 27-47), Goethes (GERHARD NEUMANN, S. 48-65), Flauberts (MANFRED SCHMELING, S. 109-124), Kleists (WALTER HINDERER, S. 66-82), Kierkegaards (THOMAS ANZ, S. 83-91), Stifters (HARTMUT REINHARDT, S. 92-108), des jiddischen Theaters (GERHARD LAUER, S. 125-143) sowie der skandinavischen Literatur (RITCHIE ROBERTSON, S. 144-168). Söring legt in seinen Ausführungen zum Verhältnis Kafkas zur Bibel dar, wie der jüdische Dichter die den biblischen Texten innewohnende „Vergleichsgewissheit“ aufhebt. Kafkas Schreiben wird als autoreferentielle Deutung der eigenen Literatur als eines aporetischen Unterfangens sichtbar, das nur aus „nie abreißen Anfängen“ besteht. Reinhardt sucht im Genre der Künstlererzählung Analogien zwischen Stifter und Kafka auf. Die meisten der im ersten Teil zusammengefassten Beiträge konzentrieren sich auf biographische Affinitäten zwischen Kafka und den von ihm rezipierten Autoren. Was die thematischen Überschneidungen anbetrifft, konnten die Autoren oft nicht über vorsichtige Vermutungen hinausgehen. So wägt Robertson sorgfältig ab, inwieweit Kafkas Beschreibung der Geschlechterverhältnisse von den um die Jahrhundertwende verbreiteten, zuweilen radikalen Thesen geprägt sein könnten. Eine direkte Beeinflussung beispielsweise durch Strindberg bleibt unsicher. In den Beiträgen werden

Beziehungen Kafkas zu wesentlichen literarischen und philosophischen Strömungen der Jahrhundertwende sichtbar gemacht. Im zweiten Teil wird die Kafka-Rezeption von Max Brod (HANS-GERD KOCH, S. 169-178), Kurt Tucholsky (SASCHA KIEFER, S. 179-192), Hermann Broch und Elias Canetti (MONIKA RITZER, S. 193-209), Paul Celan (VIVIAN LISKA, S. 210-233) und Orson Welles (SANDRA POPPE, S. 234-246) in Augenschein genommen. Darauf folgen im abschließenden Teil Untersuchungen zu Kafkas Stellung innerhalb der literarischen Moderne generell (MANFRED ENGEL, S. 247-262) und insbesondere im Kontext der Kabbala-Rezeption (GERARD GILLESPIE, S. 263-275), der Parabel-Literatur (KARL RICHTER, S. 276-290), der Literatur des Absurden (RÜDIGER GÖRNER, S. 291-304) und des Existentialismus (DOROTHEA LAUTERBACH, S. 305-325). Die Analysen der Bezugnahmen auf Kafka durch Danilo Kiš und Péter Esterházy (JOHN NEUBAUER, S. 326-338) sowie John M. Coetzee (RÜDIGER ZYMNER, S. 339-349), bei deren Analyse der typologische Aspekt im Vordergrund steht, finden ebenfalls im dritten Teil ihren Platz. Engel spürt dem Übergang vom narrativen zum poetischen Nexus in Kafkas literarischen Texten nach und sieht darin eine Grundhaltung moderner Schreibweisen. Richter erörtert die für Kafkas parabolisches Schreiben charakteristischen, offenen Reflexionsstrukturen. Der Beziehung von Kafkas literarischem Werk zu den Traditionen existentialistischer und absurder Weltdeutung gehen die Artikel von Görner und Lauterbach nach. Vor dem Hintergrund des von Jaspers geprägten Begriffs der „Grenzsituation“ sieht Lauterbach in den Reaktionen der Figuren Kafkas auf die Einbrüche des Irrationalen das Absurde in Kafkas Literatur.

In allen drei Themenbereichen soll Kafkas literarisches Werk in seinen Verflechtungen innerhalb der Traditionen der Weltliteratur beleuchtet und durch die dreifache, komparatistische Kontextualisierung von einer isolierenden Betrachtung Kafkas als Einzelgänger der klassischen Moderne weggeführt werden, die nach Ansicht der Herausgeber nach wie vor die Kafka-Forschung prägt. So sollten die im ersten Teil zusammengefassten Beiträge durch das Nebeneinanderstellen mehrerer Einzelrezeptionen zur Erfassung eines Rezeptionsdispositivs gelangen, um so Kafkas produktive Bezugnahme auf die Weltliteratur präziser zu bestimmen. Auch der zweite Teil verfolgt das Ziel, über das Nachzeichnen der individuellen Kafka-Begeisterung einzelner Schriftsteller hinauszugehen und den besonderen Rang Kafkas innerhalb des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts zu erfassen. Der dritte Teil des Sammelbandes zielt auf die Rekonstruktion moderner Schreibweisen, innerhalb deren Kafkas Werk sowohl integriert als auch in seiner Besonderheit herausgestellt werden soll. Die Abgrenzung der Epochenthematik von der Analyse konkreter Textbezüge erscheint schwierig. Die thematische Aufgliederung des Bandes unterstützt die Abkoppelung sprachtheoretischer und epochengeschichtlicher Erwägungen von der Analyse markierter Textbezüge. Die von der Intertextualitätsforschung bereitgestellte Terminologie – wie z. B. die einer Skalierung der Textbezüge (s. PFISTER 1985:1-30) – wäre hilfreich, um die Analyse zu präzisieren und Querverbindungen zwischen thematischen und strukturellen Textbezügen aufzuzeigen. Im ersten Teil bieten gerade die Artikel, die nicht bei Spekulationen über Kafkas mögliche Wahlverwandtschaften stehenbleiben, sondern in die Epochenthematik übergreifen,

Ansätze für die weitere Kafka-Forschung. Lobend ist hier insbesondere der Beitrag über Kafkas Goethe-Rezeption von Neumann hervorzuheben, der – so sollte es scheinen – nur einen Teilaspekt abdeckt und trotzdem ein neues Licht auf Kafkas Poetik wirft. So wird Kafkas Projekt des „Lebenserzählens“ vor dem Hintergrund des Bildungsauftrags von Kultur erörtert und dabei sein subversives Moment herausgearbeitet. Von einer systemtheoretischen Warte aus beleuchtet, lässt sich ganz selbstverständlich auch die produktive Kafka-Rezeption in die Erwägungen des Autors integrieren. Im zweiten Teil verbindet der Beitrag von Liska, der bisher unveröffentlichtes Material über Celans Kafka-Lektüren untersucht, was zusammengehört, indem er Analogien auf der Ebene der Sprachreflexion herstellt. Auf der anderen Seite gelangt der im dritten Teil untergebrachte Beitrag zur Kafka-Rezeption Coetzee's von der Analyse der literarischen Bezüge, die lediglich nach „unsicheren Allusionen“ und „expliziten thematischen“ Textbezügen klassifiziert werden, zu keiner weiterführenden Analyse und verlässt sich lieber auf die literaturwissenschaftlichen Arbeiten, um aus ihnen den Zugang des südafrikanischen Autors zu Kafka zu eruieren. Die Bandbreite der Bezugnahme auf Kafka wird dabei weder in ihrer Entwicklung verdeutlicht noch auf die Poetik des rezipierenden Autors bezogen. Auch Zymner gelangt zwar zu nachvollziehbaren Schlussfolgerungen, leitet diese jedoch nicht aus der Analyse der Textbezüge her, sondern spielt diese gegen theoretische Erwägungen aus. Ritzer konzentriert sich in der Darstellung der Kafka-Rezeption Canettis auf den Essay *Der andere Prozess*, eliminiert dabei das reflexive Moment von Canettis „Einführung“ in Kafka, die sie als Verlagerung

des Interesses auf die Belange der Person abqualifiziert. Die Auffächerung der intertextuellen Bezugnahme Canettis wird nicht wahrgenommen, der bereits im Roman *Die Blendung* mit Kafka einen Dialog zum Thema der Macht führt. Insgesamt betrachtet, ist die Konzeption des Bandes sehr weit gesteckt, und es scheint einer Überlegung wert, ob hier weniger nicht mehr gewesen wäre. So konnten die einzelnen, für sich komplexen Teilaspekte nur ansatzweise behandelt werden. Vor allem den Beiträgen, die eine neue Begrifflichkeit für das moderne Schreiben Kafkas suchen, wie der knappen Skizze Engels, hätte man gerne mehr

Raum gegönnt. Die Zielsetzung des Bandes, eine Verortung Kafkas innerhalb der klassischen Moderne, konnte ansatzweise eingelöst werden. Anzumerken bleibt noch, dass bei der Vielfalt der Bezüge sicherlich ein Personenregister von Vorteil gewesen wäre.

Literatur

PFISTER, MANFRED (1985): *Konzepte der Intertextualität*. In: BROICH, ULRICH / PFISTER, MANFRED (eds.): *Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*. Tübingen, 1-30.

Beate Sommerfeld, Poznań

HAAS, AGNIESZKA KATARZYNA (2005): *Polskie przekłady Fausta I Goethego. Próba krytyki i zarys recepcji w Polsce*. [Polnische Übertragungen von Goethes *Faust I*. Versuch einer Kritik und eines Überblicks über die Rezeption in Polen]. Gdańsk: Uniwersytet Gdański (=Studia Germanica Gedanensia 12) . 291 S.

Goethes *Faust* erfuhr in Polen bisher keine Kanonübersetzung, auch wenn seit über 160 Jahren nahezu ununterbrochen Versuche unternommen werden, die *Faust*-Dichtung durch eine gelungene Übertragung der polnischen Literatur anzueignen. Inzwischen sind beinahe zwanzig Übersetzungen des ersten Teils und mehrere des zweiten Teils von *Faust* ins Polnische entstanden, Neuauflagen, Teilübersetzungen und Handschriften nicht mitgerechnet. Der Grund für erneute Übertragungen liegt nach der Forschung in der mangelnden Qualität der meisten polnischen Translate (LIPIŃSKI 1989:7). Die Kluft zwischen dem Original, das einen fast unausschöpflichen Reichtum an Formen und Deutungen aufweist, und den in jeder Hinsicht unzulänglichen Übertragungen bewegt hin und wieder Literaturwissenschaftler und Germanisten, den polnischen *Faust*-Übertragungen Fallstu-

dien zu widmen, die die Ursachen dieses Zustandes ermitteln sollten. Neben Rezensionen und kurzen Besprechungen sind bis heute zwei umfangreichere Arbeiten zu polnischen *Faust*-Übersetzungen mit systematischem Anspruch entstanden. Pionierarbeit in diesem Bereich leistete Ende der 80er Jahre Krzysztof Lipiński, der sich in seiner auf Deutsch verfassten Habilitationsschrift mit Goethes *Faust* als Übersetzungsvorlage und nur sekundär mit den meisten *Faust*-Übertragungen ins Polnische beschäftigte. Das Ziel seiner Untersuchung bestand in der Beantwortung der Frage, warum die polnischen *Faust*-Übersetzungen misslungen sind und nicht in ihrer Analyse selbst, die dem möglichst ‚richtigen‘ Erfassen der Vorlage untergeordnet war (LIPIŃSKI 1989:8).

Von dieser Arbeit grenzt sich die 2005 auf Polnisch erschienene neue Studie über

polnische Übersetzungen des *Faust I* von Haas ab, die – ausgehend von der Hermeneutik Hans-Georg Gadamer – eine eingehende Analyse aller bisher entstandenen Übertragungen von *Faust I* durchführt und eine wissenschaftlich fundierte Bewertung dieser Übersetzungen unternimmt. Im Zentrum ihres Interesses stehen praktische Probleme der literarischen Übersetzung, insbesondere der Zusammenhang zwischen der Art und Weise, wie ein literarisches Werk vom Übersetzer verstanden wird, und der Wahl konkreter literarischer Mittel im Zieltext (S. 6). Den Schlüssel für eine objektive und gründliche Bewertung von Übersetzungen und somit ihr durchgehendes Beurteilungskriterium findet Haas in der angemessenen Wiedergabe der vieldeutigen Struktur von Goethes *Faust*, insbesondere von Erscheinungen wie Intertextualität, Mehrdeutigkeit des Ausdrucks, kulturell und sprachlich bedingte Konnotationen, literarische Anspielungen und Polyphonie des literarischen Kunstwerks (S. 6). Sie versucht zu ermitteln, wie die Vieldeutigkeit des Originals, das verschiedene Interpretationsmöglichkeiten gleichzeitig zulässt, von den einzelnen Übersetzern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Polnischen umgesetzt wurde. Daran knüpft sie die Frage nach der Historizität der älteren Faustübersetzungen und – in weiterer Folge – nach der Verortung der literarischen Übersetzung im historisch-literarischen Prozess der polnischen Literatur. Sie berücksichtigt explizit die historische Verwicklung und Perspektive des Interpreten, der in diesem Fall mit dem Übersetzer gleichzusetzen ist, und den damit zusammenhängenden Prozess des Alterns von Übertragungen. Der von Haas durchgeführte Vergleich verschiedener Übersetzungsvarianten aus dem breiten Zeitraum zwischen 1844 (der ältesten

Übersetzung von Alfons Walicki) und 1999 (der jüngsten Übersetzung von Adam Pomorski) zeigt deutlich, wie sich die Deutungs- und Interpretationsweisen von *Faust I* im Laufe der Jahrzehnte wandelten, d. h., wie das, was im Original offengelassen ist, in der Übersetzung gezwungenermaßen jeweils konkretisiert wurde.

Die Studie gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil wird die theoretische Folie für die Besprechung von praktischen Problemen der Literaturübersetzung skizziert, wobei nur die für den Gang der Arbeit wichtigsten Grundbegriffe erläutert werden. Die Forscherin schlägt ein Modell der Übersetzungsbeschreibung und -kritik vor, das aus zwei Modellen des literarischen Kunstwerks ausgeführt wird: dem phänomenologischen vierschichtigen Aufbau des literarischen Kunstwerks nach Roman Ingarden und der hermeneutischen Überzeugung von der geschichtlichen Bedingtheit der Rezeption eines Werkes, wie sie von Hans-Georg Gadamer und Hans Robert Jauss entwickelt wurde (S. 14-16). Weiter führt sie drei Kriterien der Gelungenheit einer Übersetzung bzw. drei Kategorien ihrer Bewertung ein: die Kriterien des Mangels, der Ergänzung und der Veränderung (S. 15), die sie dann auf die einzelnen Schichten der analysierten Übertragungen anzuwenden versucht. Im zweiten Teil wird eine vergleichende Übersetzungsanalyse durchgeführt, für die siebzehn Übersetzungen und einige besonders erwähnenswerte Teilübersetzungen angeführt werden. Die Autorin schreitet linear fort und analysiert alle Szenen aus *Faust I*, außer *Zueignung* und *Vorspiel auf dem Theater*. Dabei fragt sie jeweils nach der Auswirkung konkreter translatorischer Lösungen auf die Interpretation einzelner Szenen und des gesamten ersten Teils von *Faust*, was be-

sonders wertvoll ist. Auch die Beachtung aller Szenen ist ein nutz- und anspruchsvolles Unterfangen, macht aber in Bezug auf manche Szenen, die nur kurz behandelt werden, einen eher gezwungen Eindruck (vgl. z.B. S. 132f., S. 134, S. 140, S. 163, S. 199). In einem zweiten Schritt wird überprüft, wo die größten Differenzen und Abweichungen zwischen dem Original und den jeweils zur Analyse herangezogenen Übertragungen vorkommen, wobei vor allem auf der Ebene des Textsinns diverse Verschiebungen festgestellt werden. Die Interpretationen des Originals stützen sich auf die neuesten *Faust*-Kommentare, wie z.B. auf die kritischen Kommentare von Albrecht Schöne und Ulrich Gaier sowie den inzwischen klassischen Kommentar von Erich Trunz. Die meiste Aufmerksamkeit wird jedoch den Übersetzungen selbst, insbesondere ausgewählten historisch und kulturell bedingten Interpretationsfällen mancher Stellen, gewidmet. Sie werden zusätzlich im Kontext des geschichtlichen Prozesses erklärt, wobei auch zeitgenössische kritische Besprechungen herangezogen werden. Bei der Analyse der Szenen werden jedoch nur wenige Übersetzungsvarianten, manchmal sogar nur eine, berücksichtigt (z.B. S. 58, S. 186). Die Anführung aller Lösungen würde den informativen Charakter und die Objektivität der Studie erhöhen, andererseits aber ihren Umfang erheblich erweitern. Im dritten, systematischen Teil des Buches werden die Geschichte der Werkrezeption und seiner polnischen Nachdichtungen sowie die ersten kritischen Urteile und charakteristischen Züge vorwiegend der frühen *Faust*-Kenntnis in Polen ausführlich und nach bestimmten Orientierungspunkten präsentiert. Die geschichtliche Darstellung der *Faust*-Rezeption in Polen wird um eine genauere Besprechung der Re-

zeptionsgeschichte von acht ausgewählten, früheren und neueren *Faust*-Übertragungen ergänzt. Wahrscheinlich aus Platzgründen konnten nicht alle in der Arbeit analysierten Translate in dieser Form dargestellt werden.

Wie eingangs angemerkt, konzentriert sich die Studie von Haas nicht nur auf die Besprechung der polnischen Übertragungen von *Faust I*, sondern unternimmt auch eine Übersetzungskritik, die für die Übersetzer vorwiegend negativ ausfällt. Dies hängt u.a. mit der Anwendung des im ersten Teil des Buches entwickelten Modells zusammen, das – so durchdacht es auch ist – die Mehrdimensionalität der *Faust*-Dichtung nicht immer gebührend berücksichtigt. Die Analysen der Übertragungen bestehen größtenteils im Aufzählen von Fehlern unterschiedlicher Provenienz. Überdies werden vor allem semantische Interpretationen durchgeführt, während die drei übrigen Schichten des literarischen Kunstwerkes (nach Ingar den) meist unbeachtet bleiben. Dabei zeigt sich jedoch, dass nicht alles, was auf der semantischen Ebene äquivalent ist, automatisch eine gelungene Übersetzung mit sich bringt. Haas weiß das sehr wohl und spricht in solchen Fällen nur von einer philologischen Übertragung. Die nicht durchgehend realisierte Anwendung der theoretischen Implikationen aus dem ersten Teil der Studie bewirkt weiter, dass der Dualismus von Theorie und Praxis im vergleichenden Teil nicht ganz aufgehoben wird. Dies ist aber keineswegs ein Nachteil der Arbeit, denn eine strenge Befolgung des konstruierten Modells würde der Erkenntnis der Hermeneutik widersprechen, nach der es – wie Haas selber bemerkt (S. 270) – keine einzige richtige Interpretation gibt und der Übersetzer immer nur seine individuelle, zeitlich bedingte Interpretation des fremden

Werks – eine Aktualisierung bzw. Konkretisierung – vorbringt.

Abschließend muss man sagen, dass der hohe informative und wissenschaftliche Wert der Studie von Haas unbestritten ist. Man könnte sie als einen verkürzten Kommentar zum ersten Teil der *Faust*-Dichtung lesen, was umso wichtiger ist, als bisher nur ein auf Polnisch geschriebener Kommentar zu diesem Werk existiert (LIPÍŃSKI 1993). Die Studie von Haas ist ein interpretatorischer Gegenvorschlag zu diesem Kommentar und ein Beweis für die Vielfalt von Interpretationen, die Goethes *Faust* zweifellos in jeder Epoche eröffnet. Man kann nur hoffen, dass vielleicht bald ein annähernd gründlicher und systematischer Kommentar zu den polnischen Übertragungen von *Faust II* entsteht. Dies würde eine weitere, noch

schmerzlicher klaffende Lücke in der polnischen *Faust*-Forschung schließen.

Literatur

GADAMER, HANS-GEORG (1990): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Gesammelte Werke*. Bd. 1. Tübingen.

INGARDEN, ROMAN (1968): *Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks*. Tübingen.

LIPÍŃSKI, KRZYSZTOF (1989): *Goethes Faust als Übersetzungsvorlage*. Kraków.

– (1993): *Bóg. Szatan. Człowiek. O „Fauście“ J.W. Goethego. Proba interpretacji*. [Gott. Satan. Mensch. Über J.W. Goethes *Faust*. Ein Interpretationsversuch]. Rzeszów.

– (2004): *Rzecz o „Fauście“*. [Über *Faust*]. Kraków.

Jadwiga Kita-Huber, Kraków

HARDER, MATTHIAS / HILLE, ALMUT (eds.) (2006): *Weltfabrik Berlin. Eine Metropole als Sujet der Literatur. Studien zu Literatur und Landeskunde*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 306 S.

Wer in den vergangenen Jahren an einer ausländischen Universität Berlin zum Thema einer literatur- oder kulturwissenschaftlichen Veranstaltung gemacht hat, weiß, wie groß das Interesse bei Studierenden ist, sich mit der Entwicklung der Stadt und ihren verschiedenen Darstellungen in Literatur, Film und Bildender Kunst zu beschäftigen. Auf dieses Interesse reagiert der Sammelband, den Matthias Harder und Almut Hille im Frühjahr 2006 herausgegeben haben. Der Titel *Weltfabrik Berlin* spielt auf Else Lasker-Schülers Gedicht *Die kreisende Weltfabrik* von 1922 an. Die beiden Untertitel *Eine Metropole als Sujet der Literatur. Studien zu Literatur und Landeskunde* verweisen darauf, dass sich der Band vor allem an Studierende und Lehrende außerhalb Deutschlands wendet. Die mei-

sten der insgesamt sechzehn Autorinnen und Autoren besitzen Lehrerfahrung im Ausland, viele sind der Freien Universität Berlin und damit der Stadt verbunden, bringen also für das Unterfangen günstige Voraussetzungen mit.

Die Mehrzahl der Beiträge widmet sich literarischen Darstellungsformen, einige erweitern das Spektrum in Richtung Film, Bildende Kunst und Denkmäler. Um es gleich zu sagen: Der Band stellt eine wahre Fundgrube dar für Berlin-Interessierte im Allgemeinen und Lehrende im Besonderen. Mehrere Beiträge beschäftigen sich mit den sehr unterschiedlichen Reaktionen auf die Großstadt Berlin zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Da Berlin zu dieser Zeit als der Inbegriff einer modernen Stadt galt, handelt es sich bei den Auseinandersetzungen mit der Stadt auch

Rezensionen

meistens um Positionierungen im Verhältnis zur Moderne. MATTHIAS HARDER (S. 35-52) erinnert an die Gedichte der Naturalisten, die soziale Probleme, Wohnungsnot und Hunger in den Armenvierteln der Stadt in den Mittelpunkt ihrer Werke rücken, während die expressionistische Lyrik von einer Ambivalenz von Großstadtbegeisterung und apokalyptischer Dämonisierung der Stadt geprägt ist. Weniger zum literaturwissenschaftlichen Kanon gehören die feuilletonistischen Blicke von Alfred Kerr, Robert Walser, Joseph Roth und Bernard von Brentano auf die Stadt, die SUSANNE SCHARNOWSKI (S. 67-82) vergleicht. Nicht erst heute wird der Stadt Berlin gern Provinzialismus bei eingebildetem Weltstadtstatus vorgeworfen. Das kann man so auch schon bei Alfred Kerr nachlesen. Viel freundlicher fällt der Blick von Robert Walser aus, der bewundernd auf die Großstadtbewohner schaut, weil das enge Zusammenleben so viele Tugenden erfordere: „weil alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht nehmen muß. Wo der Mensch so nah am Menschen ist, da erhält der Begriff Nebenmensch eine tatsächlich geübte, begriffene und rasch verstandene Bedeutung [...]“, (*Friedrichstraße*, 1909). Auch ein Plädoyer für die Großstadt stellt Erich Kästners Kinderbuchklassiker *Emil und die Detektive* von 1929 dar. Es war nicht das erste Kinderbuch, mit dem versucht wurde, die Stereotype vom kinderfreundlichen Landleben versus kinderfeindliches Stadtleben zu durchbrechen; Wolf Durians Großstadtgeschichte über eine Gruppe Berliner Straßenkinder, *Kai aus der Kiste*, war bereits einige Jahre zuvor erschienen. GABRIELE HOLZMANN (S. 99-114) erläutert, wie Kästner nicht nur die Großstadterfahrung in die Kinderliteratur einführt, wobei er gleichzeitig

eine Art Stadtführer für Kinder anlegt, sondern dass er darüber hinaus eine „education metropolitain“ inklusive Werbung für demokratisches und solidarisches Handeln im Sinn hat. Einen besonders instruktiven und anregenden Beitrag mit vielen Hinweisen für die kulturwissenschaftliche oder landeskundliche Praxis stellt der einzige Text zum Thema Berlin im Film von FRANK STUCKE (S. 165-180) dar. Hier werden eine Vielzahl von Filmen kundig vorgestellt, von Walter Ruttmanns *Berlin – Die Sinfonie der Großstadt* über Fritz Langs *M. Eine Stadt sucht einen Mörder* bis zu *Himmel über Berlin* von Wim Wenders oder Hannes Stöhrs *Berlin is in Germany*. Darunter sind auch weniger bekannte Filme wie *Großstadt-melodie* von Wolfgang Liebeneier oder *Nachtgestalten* von Andreas Dresen.

Den Auftakt des Buches bildet ein kenntnisreicher und lebendiger Überblick der Herausgeber zur Stadtentwicklung und zum literarischen Leben vom 17. Jahrhundert bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, der durchaus der bekannten Stadtgeschichte manches weniger bekannte Detail oder Dichterzitat hinzufügen kann (S. 9-34). Auf eine Fortführung des Überblicks wird offensichtlich verzichtet, weil sich die Einzelbeiträge ausnahmslos auf das 20. Jahrhundert beziehen. Ein wenig bedauert man das Abbrechen des Überblicks, vor allem, wenn man an Lehrende oder Studierende im Ausland denkt. Denn nicht wenige der Einzelbeiträge bewegen sich abseits des etablierten Berlin-Kanons. Es ist sicher nicht unbedingt notwendig, den zigsten Beitrag über Franz Hessel oder Walter Benjamin zu verfassen, aber in einem einleitenden Überblick hätte man manchen bedeutenden Autor oder Text nennen können, vor dessen Hintergrund sich der eine oder andere neue oder unge-

Rezensionen

wöhnliche Zugriff vielleicht sogar noch besser entfaltet hätte. So macht der Aufsatz von HANS RICHARD BRITTNACHER (S. 115-128) über Mascha Kaleko durchaus Lust auf die (Wieder-)Entdeckung dieser Autorin, die die einzige weibliche Stimme im Kreis der Lyriker des neuen Alltagsgedichts war. Aber ein paar Sätze in einem einleitenden Überblick über Kurt Tucholsky etwa hätten diese Neugierde nicht gebremst. Der einzige Beitrag zur Bildenden Kunst ist Käthe Kollwitz gewidmet, einer in Ost- und Westberlin auf unterschiedliche Weise präsenten Künstlerin, nicht zuletzt durch die umstrittene Aufstellung einer vergrößerten Version ihrer Pieta-Skulptur in der Neuen Wache für Berlin-Besucher von Interesse (S. 53-66). HARTMUT EGGERT (S. 83-98) zeigt auf, welche Straßen und Stadtbezirke die persönliche Topographie Alfred Döblins prägten, die dann auch zum Bewegungsraum von Franz Biberkopf werden, der Hauptfigur aus *Berlin. Alexanderplatz*, des wohl berühmtesten Berlin-Romans. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den gar nicht großstädtischen Gedichten von Gertrud Kolmar (S. 129-144), den Eindrücken ausländischer Reisender – u.a. Max Frisch, Tania Blixen und Samuel Beckett – während der Nazi-Herrschaft (S. 145-164) sowie den zu Recht oder zu Unrecht vergessenen Darstellungen Berlins in der Nachkriegsliteratur (S. 181-204).

Einen weiteren Schwerpunkt – nach dem Berlinbild der 20er Jahre – stellen literarische Darstellungen der neueren Literatur dar. Die entsprechenden Beiträge enthalten eine Vielzahl von Anregungen. So geht etwa MICHAEL VON ENGELHARDT „Berlins Schatten“ (S. 205-224) den imaginären Hauptstadtbezügen in der Literatur der 70er und 80er Jahre nach und animiert außerordentlich dazu, manchen

Text neu zu lesen oder manchen ungelesenen endlich zu lesen. Auch JENS LOESCHER (S. 225-238) spürt dem Imaginären nach, mit besonderem Interesse für das utopisch-phantastische Potential in der DDR-Anthologie *Berliner Geschichten*. Ebenfalls kenntnisreich und gleichzeitig mit wertvollen Hinweisen für die Unterrichtspraxis versehen ist ALMUT HILLES (S. 239-256) Präsentation von „Ost-West-Berlin“ in den Texten von Migranten, vor allem in den Werken von Aras Ören und Emine Sevgi Özdamar. SABINE FISCHER-KANIA (S. 257-272) legt eine eingehende Analyse der Texte Wladimir Kaminers vor, besonders unter den Gesichtspunkten Großstadt Wahrnehmung, altes/neues russisches Berlin und russische versus deutsche Stereotype. Thomas Brussigs Romane werden von THOMAS JUNG (S. 273-286) vorgestellt, der sie als Gedächtnisorte liest, die quer zur offiziell-öffentlichen Erinnerung an die DDR stehen. Mit den Analysen zu Kaminer und Brussig kommt der Sammelband in der Literatur der 90er Jahre an. Gerade zur Gegenwartsliteratur könnte man sich manch weiteren Beitrag vorstellen, aber das hätte vielleicht den ohnehin umfangreichen Band gesprengt. So endet die Sammlung mit einigen sehr praktischen Vorschlägen für eine Besichtigung dreier ausgewählter Berliner Gedenkstätten (S. 287-302). Auch dies ist, ähnlich wie der Beitrag zur Bildenden Kunst, nur ein vorsichtiger und begrenzter Schritt über den literarischen Schwerpunkt hinaus. Es bleibt zu sagen, dass der Sammelband zur Vorbereitung von Berlin-Seminaren und anderen Berlin-Abenteuern mit dem Schwerpunkt Literatur, aber auch Film unbedingt empfehlenswert ist. Weniger mit Berlin und seinen Literaten vertrauten Lesern sei aber geraten, zur ergänzenden Einführung auch zu SILVIO VIETTAS

Rezensionen

(2001) *Das literarische Berlin im 20. Jahrhundert* zu greifen. *sche Berlin im 20. Jahrhundert. Mit aktuellen Adressen und Informationen.* Stuttgart.

Literatur

VIETTA, SILVIO (ed.) (2001): *Das literari-*

Marita Meyer, Berlin

JAROSZEWSKI, MAREK (2006): *Życie i twórczość E. T. A. Hoffmanna 1776-1822. [Leben und Werk von E. T. A. Hoffmann 1776-1822]. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego. 136 S.*

Im Danziger Universitätsverlag ist das in polnischer Sprache verfasste Buch des Danziger Forschers Marek Jaroszewski erschienen. Der polnische Germanist ist bereits durch seine Arbeit über den polnischen Novembereufstand, *Der polnische Novembereufstand in der zeitgenössischen deutschen Literatur und Historiographie* (Warszawa 1992) bekannt geworden. Die Monographie über das Leben und Schaffen des Königsbergers E. T. A. Hoffmann deckt ein gewisses Defizit ab, da außer einigen Veröffentlichungen, die die einzelnen Lebensstationen des Schriftstellers bzw. die Motive seiner Werke behandeln, bisher, wie der Autor mit Recht in der Einleitung anmerkt, keine Arbeit für den polnischsprachigen Leser erschienen ist, die das Gesamtwerk des genialen Romantikers in seiner Vielfalt erfassen würde.

Die inhaltliche Konzeption der Arbeit überzeugt, und ihre klare Aufteilung gewährt dem Leser Einblick in die wichtigsten Problemkreise des Schaffens von Hoffmann. Eine kurze biographische Einführung eröffnet die Monographie. Sie zeigt Leben und Werdegang Hoffmanns im Spannungsverhältnis zwischen dem monotonen Alltag eines preußischen Justizbeamten, in dem die einzelnen Lebensstationen von Posen über Warschau bis Bamberg und Berlin mit Liebes- bzw. politischen Skandalen abgeschlossen wurden (die Karikaturenaffäre in Posen

oder der Skandal nach der Herausgabe des *Meister Floh* in Berlin), und dem problematischen Künstlerdasein als Musiker, Komponist und Dirigent, Zeichner und Maler – und nicht zuletzt als talentierter Erzähler und Kritiker. Hoffmanns Erzähl-sammlungen, Romane, Novellen und Märchen sind dabei im geschichtlichen Kontext ihrer Entstehungszeit verankert, und diesem Exkurs durch Hoffmanns Œuvre folgt im zweiten und zugleich dem Hauptteil der Arbeit die Frage nach dem ästhetisch-poetologischen Programm. Der Titel dieses Kapitels, „Romantyczny uniwersalizm“ [Romantischer Universalismus], bringt zugleich das zentrale Anliegen der Arbeit zur Geltung, und zwar die Darstellung von Hoffmanns Schaffen als eines universalen Kunstwerkes im Sinne kunsttheoretischer Postulate der Frühromantiker, einer Synthese der Künste Malerei, Literatur und Musik, aber auch der Dichtungsgattungen Erzählung, Märchen und Roman. Dieses Bild vervollkommen mit Textbelegen interessante Ausführungen, wie der geniale Romantiker nicht nur malerische und musikalische Aspekte bezüglich der Form und Darstellungsweise, sondern auch juristische und medizinische Kenntnisse motivisch umsetzte und in sein Werk integrierte. Der Autor bietet eine äußerst synthetische Darstellung des künstlerischen Programms Hoffmanns, das die Postulate der Romantiker vertieft, und er veranschaulicht es anhand einer

Reihe von Textinterpretationen. u. a. der programmatischen Skizze *Jaques Callot*, die er seinen *Phantasiestücken* (1814) voranstellte, *Die Serapionsbrüder* (1819-21) oder den *Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler* (1820-22), und er unterstreicht in diesem Zusammenhang die Bedeutung seiner späten Novelle *Des Vettlers Eckfenster*. Im Zentrum der Erwägungen stehen zwei für Hoffmann charakteristische, einer gewissen „Poetik [oder auch] Schule des Sehens“ (SEGBRECHT 1996:120) zugrunde liegenden dichterischen Verfahrensweisen; es handelt sich um das Schreiben in „Callots Manier“, die dann im „serapionischen Prinzip“ ergänzt und weitergeführt wurde. Inspiriert von den Arbeiten des lotharingischen Zeichners und Kupferstechers Jacques Callot, die er aus der ausgezeichneten Kunstsammlung des Freiherrn von Stengel, Generalkommissar des Mainkreises in Bamberg (1808-1811) kannte, ermuntert Hoffmann zur „Verlebendigung der Kunst“, „die der Dichter durch sein erneutes, intensives und deutendes Hinsehen betreibt“ (SEGBRECHT 1996:122). In Anlehnung an die *Serapionbrüder* setzt Jaroszewski seine Erörterungen über die Rolle des Künstlers im Schaffensprozess fort und verweist auf einige Quellen der literarischen und musikalischen Vorbilder Hoffmanns: Salvator Rosa, Shakespeare, Calderón, Carlo Gozzi. In diesem Zusammenhang könnte noch eine Reihe von in Hoffmanns Werken wiederkehrenden Künstlernamen genannt werden, die die Entwicklung seiner malerischen Darstellungsweise, die ihn die Grenze zwischen Malerei und Literatur überschreiten ließ, entschieden mitgeprägt haben, wie z.B. Pieter Bruegel d. Ä. und Dürer. Jene malerische Erzähltechnik hat STEPHAN REHER (1997) zum Gegenstand seiner

interessanten und gründlichen Studie *Leuchtende Finsternis. Erzählen in Callots Manier* gemacht.

Auf die poetologisch-ästhetischen Reflexionen folgen drei Kapitel, in denen sich Jaroszewski der Narrativik und der vom Universalkünstler Hoffmann konstruierten dargestellten Welt nähert. Ausführlich untersucht der Autor die Rolle des Wunderbaren in der vom Gespenster-Hoffmann entworfenen „Doppelwirklichkeit“ zwischen der biedermeierlich-idyllisch wirkenden Realität und dem parallel existierenden Phantasie- (versus) Poesie-reich. Anhand von Besprechungen mehrerer Texte werden in zwei Unterkapiteln einerseits das Dämonenhafte und Schauerliche (*Fermata, Doge und Dogaresse, Die Elixire des Teuels, Bergwerke zu Falun, Der unheimliche Gast, Die Automate, Der Sandmann, Das Majorat*), andererseits das Märchenhafte (*Prinzessin Brambilla, Klein Zaches genannt Zinnober, Der goldne Topf, Meister Floh, Das fremde Kind*) hervorgehoben. Jaroszewski gelingt es, mit seiner Monographie eine problemorientierte und synthetische Besprechung der Erzähltechnik, der Struktur der Werke, der Figurengestaltung und der wiederkehrenden Motive aufzuzeigen. Der Danziger Forscher weist auf die Kunstmittel hin, mit denen Phantasie und Grausamkeit in die Alltagswirklichkeit integriert werden und spricht u. a. am Beispiel des typischen Hoffmann'schen Helden, dessen künstlerische Entfaltung in der Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Norm und Moral erfolgt, die unter dem Deckmantel der Phantasie vermittelten realen Konflikte an. Viele von ihnen, wie die Schaffenskrisen und die Opposition des Künstlers zu dem bürgerlichen Umfeld, gehörten übrigens zu seiner eigenen Erfahrung eines Lebens voller Erschütterungen. Die in einzelnen Märchen

oder Erzählungen verstreuten Motive (das Doppelgängermotiv, das Motiv der Verblendung, des Wahnsins, das Ehebruch-Motiv, das Leiden an der Wirklichkeit, die Leidenschaften) erscheinen aufs Neue in dem als Fragment konzipierten, zweibändigen Roman *Lebens-Ansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern* (1819-21). Diesem in seiner Struktur den Doppelroman von Jean Paul nachahmenden Werk, das von der Forschung mit Recht als Höhepunkt des literarischen Schaffens von Hoffmann betrachtet wird, widmet Jaroszewski ein ganzes Kapitel. Seine Analyse beschließen kurze Ausführungen zu den letzten Erzählungen und Novellen.

Beachtenswert scheint die Besprechung von Hoffmanns Rezeption in Polen aus den letzten fünfzig Jahren. Sie verweist auf die herausgegebenen Werke und hebt die wenigen polnischen Motive hervor. Der Verfasser führt Belege für die rege Rezeption Hoffmanns in der deutschen, russischen, englischen und amerikanischen Literatur an. Die Monographie endet mit einer umfangreichen Auswahlbi-

bliographie, die dem Hoffmann-Forscher oder interessierten Leser dank der thematischen Aufteilung eine Orientierung in der reichhaltigen Sekundärliteratur bietet, die auch die Rezeptionsforschung berücksichtigt. Die inhaltliche Konzeption der Monographie von Jaroszewski überzeugt, obwohl die vom Umfang erzwungene, signalhafte Behandlung der Schlüssel-motive (das Auge, der Automat, der Spiegel oder Doppelgänger) beim Leser das Gefühl des Unbefriedigtseins zurücklässt. Die sorgfältige Edition, die ein besonderes Lob verdient, und die kompetente, eingehende Analyse des umfassenden Werkes des Universalkünstlers Hoffmann lassen vermuten, dass sich die Monographie besonderer Aufmerksamkeit sicher sein kann.

Literatur

REHER, STEPHAN (1997): *Leuchtende Finsternis. Erzählen in Gallots Manier*. Köln.
SEGEBRECHT, WULF (1996): *Heterogenität und Integration. Studien zu Leben, Werk und Wirkung E.T.A. Hoffmanns*. Frankfurt (M.).

Ewa Płomińska-Krawiec, Poznań

SOMMERFELD, BEATE (2007): *Kafka-Nachwirkungen in der polnischen Literatur. Unter besonderer Berücksichtigung der achtziger und neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang Verlag (=Posener Beiträge zur Germanistik 14). 294 S.

Die vorliegende Abhandlung ist eine gekürzte und veränderte Fassung der 2005 von Beate Sommerfeld an der Adam-Mickiewicz-Universität zu Poznań verteidigten Doktorarbeit. Die Verfasserin setzt sich darin mit einem Problem auseinander, zu dem bisher nur Teilbearbeitungen in Bezug auf bestimmte Perioden vorlagen und das in einer solchen Komplexität

nicht erforscht worden ist. Es geht um die Frage der Kafka-Nachwirkungen in der polnischen Literatur, insbesondere der der 1980er und 1990er Jahre, vor dem Hintergrund der Rezeptionsgeschichte von Kafkas Werk in Polen. In Anlehnung an die von Stefan H. Kaszyński vorgeschlagenen Kriterien erfährt die Arbeit folgende Gliederung: Zunächst wird die

Rezensionen

Frage der Vermittlung des Werks an das polnische Publikum untersucht, um anschließend das Werk Kafkas als Gegenstand der Literaturkritik, Essayistik und Literaturwissenschaft zu betrachten und in einem dritten Schritt zu Inspirationen und Nachwirkungen überzugehen. Die polnische Kafka-Rezeption wird dabei in einen breiteren Kontext der Aufnahme dieses Schriftstellers in anderen europäischen Ländern gestellt.

Bereits in der Einleitung wird die methodologische Position der Verfasserin bestimmt: Sie bedient sich in ihrer Arbeit der Intertextualitätstheorie, welche nach Sommerfeld „den Vorteil einer präzisen Beschreibbarkeit besitzt und zudem die Möglichkeit zu funktionalen Überlegungen bietet“ (S. 11). Im ersten Kapitel werden die theoretischen Grundlagen für die anschließenden Ausführungen näher bestimmt. Die Autorin setzt sich mit verschiedenen Auffassungen des Begriffs ‚Intertextualität‘ auseinander und weist auf deren mögliche Formen hin (u. a. nach Bachtin, Genette, Nycz, Plett, Bolecki). In einem weiteren Schritt wird auf Funktionen der Intertextualität eingegangen. Ausgehend von Peter Stockers Unterscheidung zwischen der textstrategischen, kulturellen und poetischen Funktion beleuchtet die Verfasserin das mögliche Verhältnis von Folgetexten zu dem Prätext sowie den Aspekt der Gedächtnisfunktion. Kapitel 2 liefert einen kurzen Abriss der Rezeptionsgeschichte von Werken Kafkas in Polen. Besonders hervorgehoben wird zunächst die Abhängigkeit der Rezeption von den gesellschaftlichen Konventionen und literarischen Normen der Zielkultur. Mit Recht setzt die Verfasserin drei für die polnische Kafka-Rezeption besonders wichtige geschichtliche Zäsuren: die Zeit zwischen den Kriegen (in der die frühe Phase der

Rezeption Kafkas erfolgt), die Zeit der Volksrepublik Polen (hier werden u. a. die Folgen des Sozialistischen Realismus und der staatlichen Kulturverwaltung, die sog. ‚Tauwetterperiode‘ nach 1956 und die Kafka-Mode der 1950er Jahre sowie die Ausrufung des Kriegsrechts besprochen) und die 90er Jahre. Anhand ausgewählter Beispiele aus Presseartikeln und anderen Veröffentlichungen werden die in der jeweiligen Periode gängigen Interpretationen des Werkes von Franz Kafka in Polen präsentiert. Wie Sommerfeld feststellt, wurde Kafka in der ersten Phase vor allem als jüdischer Autor wahrgenommen und überwiegend auf eine allegorische oder symbolische Weise interpretiert. Als kennzeichnendes Merkmal der polnischen, kommunistisch orientierten literaturkritischen Kafka-Rezeption der Nachkriegszeit sieht die Autorin die Deutung Kafkas als des Vorahnens menschlichen Leidens in den Konzentrationslagern. Die 1990er Jahre stehen nach Sommerfeld im Allgemeinen unter dem Zeichen der existentialistischen Interpretation Kafkas. Darüber hinaus beobachtet sie eine neue Art des Umgangs von Regisseuren und Drehbuchautoren mit den Texten Kafkas, die sich u. a. in der Einbeziehung der außerliterarischen Zeugnisse (Tagebücher, Briefe) als Inspirationsquellen seines literarischen Schaffens manifestiert. Ein weiteres Unterkapitel beschreibt ausführlich die sich geschichtlich verändernde Rezeption der Werke Kafkas durch die polnische Literaturwissenschaft. Die Verfasserin erwähnt in diesem Kontext u. a. Namen wie Aleksander Rogalski, Roman Karst, Zbigniew Bieńkowski, Maria Kofta, Marek Wydmuch, Stefan H. Kaszyński und Małgorzata Klentak-Zabłocka. Im darauffolgenden Kapitel werden Beispiele für intertextuelle Bezüge polnischer Schriftsteller zu Franz Kafka

in der Zeit von den 30er bis zu den 80er Jahren angeführt. Berücksichtigung finden dabei Bruno Schulz, Tadeusz Breza, Gustaw Herling-Grudziński und Mieczysław Kurpisz. Besondere Bedeutung kommt dabei dem ersten Übersetzer und Deuter von Kafkas *Der Prozess* zu, was durchaus nachvollziehbar ist, wenn man die komplexen Verbindungen des polnischen Schriftstellers und Graphikers zu Kafka bedenkt – war Bruno Schulz doch nicht nur ein um neun Jahre jüngerer Zeitgenosse des Prager Autors, sondern der Vermittler des Romans an das polnische Publikum. Die jüdische Abstammung, die Biographien der beiden Autoren, ihre Weltbilder sowie die Vorstellung vom künstlerischen Schaffen weisen viele verblüffende Ähnlichkeiten und Verwandtschaften auf. Die intertextuellen Anknüpfungen an Kafka bemerkt Sommerfeld bei Schulz insbesondere in der Figurengestaltung (z.B. Verwandlung in ein Tier) sowie in der Konstruktion der dargestellten Welt (z.B. in der Erzählung *Sanatorium zur Todesanzeige*, die bestimmte Handlungselemente von Kafkas *Das Urteil* aufgreift). In seinem Roman *Urząd* knüpft Tadeusz Breza an Kafkas *Das Schloss* an. Wie Sommerfeld feststellt, ist die intertextuelle Bezugnahme Brezas auf Kafka „ganz auf Dechiffrierung angelegt“ (S. 104). Der Prätext werde von dem polnischen Autor transformiert und „mit eigenen Intentionen belegt“. In Mieczysław Kurpisz' Roman *Dochodzenie*, der als polnische Version von *Der Prozess* gilt, bemerkt die Verfasserin wiederum den intertextuellen Bezug auf Kafka in Form „der Abwehr des Prätextes“. Bei Gustaw Herling-Grudziński handelt es sich um eine jahrzehntelange „aktive Auseinandersetzung“ mit der jeweiligen Phase der Kafka-Rezeption in Polen, vor allem in Form von Tage-

bucheinträgen und Essays, in denen der polnische Autor Stellung zur aktuellen Diskussion und Interpretation des Werkes des Prager Schriftstellers nimmt sowie eigene Lesarten liefert.

Drei weitere Kapitel bilden das Herzstück des Buches und behandeln ausführlich Kafka-Nachwirkungen bei Tadeusz Różewicz, Piotr Czakański-Sporek und Anna Bolecka. Bei Różewicz wird auf eine Reihe von Texten hingewiesen, in denen sich Kafka-Nachwirkungen nachweisen lassen. Das besondere Augenmerk der Verfasserin wird dabei auf die Dramen *Der Abgang des Hungerkünstlers* und *Die Falle* sowie auf das Gedicht *Das unterbrochene Gespräch* gerichtet. Der erste der vorgenannten Texte stellt eine Fortführung von Kafkas Erzählung *Der Hungerkünstler* dar. Wie die Autorin bemerkt, organisiert der Autor den Prätext gemäß seinen Intentionen und nimmt eine Umgestaltung des Handlungsverlaufs vor. *Die Falle* sieht Sommerfeld als eine Weiterentwicklung des ersten Dramas. Doch im Unterschied dazu tritt Kafka selbst als Protagonist auf. Als Prätexte dienen in diesem Fall autobiographische Schriften Kafkas (Tagebücher, Briefe, *Brief an den Vater*), denen zahlreiche Zitate und Kryptozitate, darunter auch deutschsprachige Intertexte, entnommen werden. *Das unterbrochene Gespräch* betrachtet die Verfasserin als „die letzte Etappe des intertextuellen Dialogs Tadeusz Różewicz' mit Kafka“. Auch hier wird das Verhältnis des Dichters zu Kafka zu einem zentralen Thema. Bereits die Überschrift des 5. Kapitels, in der von einer „Destruktion des Kafka-Bildes“ die Rede ist, enthält eine programmatische These der Autorin: *Ostatnia amerykańska powieść* von Piotr Czakański-Sporek sei nach Meinung Sommerfelds ein poststrukturalistisches Mosaik von Textarten und Gattungen, das

einen „Kosmos aus Texten“ darstelle. Der Roman bildet nicht nur eine deutlich erkennbare Anknüpfung an Kafkas Roman *Der Verschollene* (bzw. an seine zwei ersten Kapitel: „Der Heizer“ und „Der Onkel“), sondern bezieht sich intertextuell auch auf weitere Prätexte: *Das Urteil*, *Die Verwandlung*, *Brief an den Vater* sowie *Einleitungsvortrag über Jargon*. Wie die Autorin feststellt, führe uns das Buch von Czakański-Sporek die Vermitteltheit der Texte Kafkas vor Augen. Die Intertextualität sei insbesondere durch Anmerkungen markiert, in denen die Herkunft der Zitate sowie bestimmte Namen und Begriffe erläutert werden. Das letzte Kapitel ist den Kafka-Nachwirkungen in Anna Boleckas (Brief-)Roman *Kochany Franz* gewidmet. Auch dieser Folgetext bezieht sich auf Prätexte, die sowohl den autobiographischen Schriften Kafkas als auch seinem literarischen Schaffen entnommen wurden. Zu den grundlegenden intertextuellen Techniken, die im Roman eingesetzt werden, zählt Sommerfeld das Paraphrasieren und das Hinzuerfinden. Darüber hinaus bemerkt sie in dem Roman Elemente weiblichen Schreibens, und zwar an den Stellen, an denen die auftretenden Frauen, welche mit Kafkas Lebenspartnerinnen identisch sind, an seinem literarischen Schaffen aktiv mitwirken. Wie die Verfasserin betont, sucht Bolecka nach den jüdischen Inspirationen und geistigen Wurzeln Kafkas. Das in dem Roman erschaffene Bild Kafkas knüpfe an die frühe Phase der Kafka-Rezeption an, in der Kafka als unbehauster Jude erscheine, der das Schicksal des heimatlosen Volkes verkörpere. In den anschließenden Schlussfolgerungen liefert die Verfasserin eine Zusammenfassung ihrer Ausführungen, vor allem in Bezug auf Kafka-Nachwirkungen in der polnischen Literatur der 1980er und

1990er Jahre. Dabei wird zunächst auf eine Abkehr von der politischen Kafka-Interpretation in den letzten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts (im Gegensatz zu der Zeit der Volksrepublik Polen) hingewiesen. Stattdessen konstatiert die Autorin Versuche einer Annäherung an den Schriftsteller Kafka. Sein Auftauchen in der produktiven Rezeption sieht die Verfasserin als Verdienst von Różewicz. Darüber hinaus stellt Sommerfeld eine stärkere Markierung der Intertextualität in den Texten polnischer Autoren ab den 80er Jahren fest. Abschließend unterscheidet die Autorin drei Hauptphasen in den Kafka-Nachwirkungen: 1. das Aufbrechen des Kafka-Bildes in der Auseinandersetzung mit der Rezeption (z.B. bei Różewicz) 2. den Kampf mit dem Prätext und der Versuch der Loslösung von ihm (Czakański-Sporek, Tuziak). 3. die Rückkehr zur Kafka-Legende (Bolecka). Die in der polnischen Rezeption verbreitete Interpretation Kafkas als eines Propheten des Holocaust scheint nach Meinung der Verfasserin der Grund dafür zu sein, dass in der polnischen Literatur eigentlich keine komische Destruktion der Texte Kafkas erfolgt, im Unterschied zu anderen europäischen Literaturen, z.B. der österreichischen, in der die komische Variante u.a. durch Franzobel und Peter Henisch vertreten ist. Das Buch wird mit einem Anhang abgeschlossen, in dem Übersetzungen der Werke Kafkas ins Polnische zusammengestellt sind. Beachtenswert ist auch die umfangreiche Bibliographie, welche sowohl deutsch- als auch polnisch-, französisch- und englischsprachige Titel enthält und die eine übersichtliche und leserfreundliche Gliederung der benutzten Literatur liefert. Diesem Teil sind u.a. Angaben zu Texten polnischer Autoren, welche an Kafka und sein Werk anknüpfen, eine Auswahl an Interviews mit

ihnen sowie eine Zusammenstellung literaturkritischer und essayistischer Texte zu Franz Kafka zu entnehmen. Der Vorteil der besprochenen Studie besteht also vor allem in ihrer Mehrdimensionalität und Vielschichtigkeit. Die Verfasserin hat eine Fülle von Quellen herangezogen und analysiert, um ihre Ausführungen gründlich zu belegen. Die Autorin ist deutsche Muttersprachlerin, dank ihrer

vorzüglichen Polnischkenntnisse vermag sie auch mit dem polnischen Quellenmaterial durchaus souverän umzugehen. Der Wert ihrer Arbeit besteht auch darin, dass Sommerfeld die polnische Literatur aus einer objektiven Außenperspektive im breiten Kontext der europäischen Kafka-Rezeption betrachtet.

Małgorzata Jokiel, Opole

SUROWSKA, BARBARA L. (2006): *Von überspannten Ideen zum politischen Appell. 25 Essays zur deutschen Literatur*. Warszawa: Zakład Graficzny Uniwersytetu Warszawskiego. 335 S.

Was haben Rilke und Lessing miteinander gemein? Nun, die 2006 erschienene Aufsatzanthologie von Barbara Surowska *Von überspannten Ideen zum politischen Appell* bindet beide zusammen. Die Vorderansicht des Einbands schmückt Emil Orlik's Rilke-Karikatur *Improvisation*, und die Rückansicht zeigt Hermann Burkhardt's Karikatur von Lessing. Wer nun glaubt, die Innenansicht des Buches eröffne dem Leser die geheimen Gemeinsamkeiten zwischen dem feinsinnigen Lyriker und dem politischen Dramatiker, der sieht sich getäuscht. Vielmehr bietet die 335 Seiten umfassende Publikation 25 literaturwissenschaftliche Aufsatzveröffentlichungen der polnischen Germanistin und Übersetzerin Barbara Surowska, Professorin an der Philologischen Fakultät der Universität Warschau mit dem Schwerpunkt deutsche Literatur. Dieses biographische Detail muss man nicht kennen, wenn man sich zum Beispiel für Surowskas ambitionierten Vergleich von Goethes *Götz* mit Krasiński's *Ungöttlicher Komödie* (S. 35-48) interessiert. Ebenso wenig muss man wissen, dass ihr Text *Schnitzlers Träume und ihre Deutung* (S. 127-136) im Kontext des Sammelbands *Traum und Wirklichkeit in Theater und*

Musiktheater: Vorträge und Gespräche des Salzburger Symposions 2004, herausgegeben von Peter Csobádi u. a. (Salzburg 2006), entstanden und veröffentlicht worden ist oder dass der Aufsatz *Ist die Dreigroschenoper ohne Musik nichts?* (S. 289-299) zuerst in *Convivium 2003* erschienen ist; aber solche Angaben gehören nicht zuletzt zum editorischen Standard. Diesen Standard lässt das Buch leider vermissen. Kein Essay wird hinsichtlich Entstehung und Erstveröffentlichung ausgewiesen. Ein Vor- oder Nachwort sucht man vergebens. Nicht einmal für einen kurzen Hinweis auf die Autorin reichte die redaktionelle und editorische Leidenschaft. Lieblos sind die Texte abgedruckt und der Leser mit ihnen allein gelassen.

Was aber verbindet die Texte über die Bindung des Buches hinaus? Nun, alle Aufsätze stammen eben aus der Feder Barbara Surowskas. Und welchem Gedanken gehorcht die Reihenfolge der so genannten Essays? Entstehungszeit oder Thematik? Nun, es soll wohl die Literaturgeschichte sein. Der Text über Johann Elias Schlegels *Trojanerinnen* (S. 5-16) steht daher am Anfang, und die Analyse von Günter Grass' *Mein Jahrhundert* (S. 327-335) beschließt die von der Univer-

Rezensionen

sität Warschau herausgegebene Anthologie. Doch man sollte sich bei diesem Buch nicht an Ungereimtheiten der Reihenfolge stören oder wegen redaktioneller Schwächen das Buch unterschätzen. Denn die Disparität ist hier Ausdruck des weiten Horizonts einer Forscherin und der Vielfalt ihrer Forschung. Surowska bewegt sich in einer geisteswissenschaftlichen Tradition, in der jenseits aller modischen Methoden zeitliche Distanzen vom 17. Jahrhundert bis heute überblickt werden und über die Sprachgrenzen Europas hinweg die französische Literatur ebenso wahrgenommen wird wie die russische, wenn etwa Flaubert'sche Motive in Schnitzler erkannt oder Dostojewski zu Schnitzlers innerem Monolog oder dem Verwandlungsmotiv bei Kafka ins Verhältnis gesetzt wird. Hier wollte niemand Brecht und Rilke oder Schlegel und Grass einfach zwischen zwei Buchdeckel pressen, sondern die unterschiedlichen literaturwissenschaftlichen Arbeiten Surowskas in einem Band zusammenführen. Und die Texte finden nicht nur im Namen Surowska ihren kleinsten gemeinsamen Nenner. Es verbindet sie der unverschlüsselte, klare Stil, die Arbeit am und mit dem Text sowie die Methode traditionellen geisteswissenschaftlichen Denkens. Um das Denken der Warschauer Literaturwissenschaftlerin aufzuzeigen, sollen zwei Essays noch etwas ausführlicher betrachtet werden. „Woher kommt das Ungeziefer“, fragt die Autorin im Titel eines ihrer Kafkas-Essays (S. 211-219), in dem sie Kafkas *Verwandlung* mit dem *Brief an den Vater* verbindet und beide Texte – auch unter Einbeziehung der Korrespondenz mit Kafkas Verlobter Felice Bauer – als literarische Verarbeitung des Versuchs liest, „Zuflucht in die eigene Welt“ (S. 213) zu nehmen. Das Ungeziefer in der *Verwandlung* wird so gewendet zur Me-

tapher einer von der Gesellschaft verachteten Bemühung, jenseits der bürgerlichen Wohleingerichtetheit und Zweckmäßigkeit zu leben. In ihrem Aufsatz *Bobrowski und Rilke. Nähe und Ferne* (S. 313-325) stellt die Rilke-Forscherin Gemeinsamkeiten, aber auch auffällige Unterschiede zwischen den beiden Lyrikern anhand des Russland-Motivs heraus. Beide Dichter kennzeichne eine besondere Nähe zur russischen Landschaft und zum orthodoxen Kirchenraum sowie zur Ikone. Doch aufgrund sehr verschiedener – historisch vermittelter – Erfahrungen gestalten sie das Motiv poetisch auf sehr unterschiedliche Weise. Surowska vergleicht Auszüge aus Rilkes *Stundenbuch* mit Bobrowskis Gedichten *Marienkirche in Danzig, Klosterkirche* und *Der Ikonenmaler*. Und sie kommt zu dem Schluss, dass nicht mehr – wie noch bei Rilke – die Frage nach Gott das Leitende in Bobrowskis Lyrik sei, sondern – angesichts beider Weltkriege – die „Sorge um eine Welt, die gottlos geworden ist“. (S. 325) Dem kann wohl zugestimmt werden, hätte die Autorin auch stärker herausstreichen können, dass sie hier den frühen Rilke untersucht hat und sich spätestens mit den *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* auch ein verändertes und stärker irritiertes und kritisches Verhältnis zur christlichen Religion beobachten lässt.

Kommen wir schließlich noch einmal zu den Karikaturen zurück, die den Einband des Buches schmücken: Rilke und Lessing sind danach wohl beide in ihrer unterschiedlichen Manier Paten des Titels. Dabei kann Rilke stellvertretend für die überspannten Ideen, die Dichter bzw. Dichtung nicht selten auszeichnen, stehen, während Lessing als Musterbeispiel politisch ambitionierter Literatur gelten kann. Und Surowska, dies will der Titel der Anthologie ausdrücken, fühlt sich sowohl

von feinsinniger Lyrik angezogen, als auch von politischer Literatur keineswegs abgestoßen: Sie beschäftigt sich mit über-

spannten Ideen ebenso wie mit politischen Appellen.

Silke Pasewalck / Dieter Neidlinger, Leipzig

EBERT, CHRISTA (2004): *Sinaida Hippius. Seltsame Nähe. Ein Porträt. Berlin: Oberbaum Verlag. 393 S.*

Sinaida Hippius' Schicksal (1869-1945) ähnelt dem Schicksal vieler anderer Frauen berühmter Männer: Sie ist wie diese verkannt und vergessen. Geboren in Russland, väterlicherseits deutscher Abstammung, kam sie in Beljow auf die Welt. Ihre Mutter stammte aus Sibirien. Durch die Krankheit des Vaters konnte sie nicht in Petersburg aufwachsen, sondern in Kleinrussland, in der Provinz. In dem berühmten Vertreter der europäischen Moderne, Dmitri Mereshkowski, erkennt sie „die Chance, an der Seite des prominenten Dichters in die faszinierende Welt der Kunst“ einzudringen. Die Ehe war nicht nur eine Rettung aus dem Traditionalismus ihres Elternhauses, sondern auch ein Abkommen in ihrem Sinne, denn Mereshkowski war, ebenso wie sie, kein großer Anhänger dieser Institution. An seiner Seite konnte sie vieles ausprobieren und selber schreiben. Das tat sie auch ausgiebig. Sie hinterließ mehrere Gedicht- und Prosasammlungen, Romane, Essays, Reportagen, Literaturkritiken und Tagebücher. Doch nicht dieses reiche Schaffen unterscheidet sie von anderen Frauen berühmter Männer, sondern vielmehr ihre bewusste Wahl einer besonderen Lebensweise: Sie liebte und lebte Widersprüche, wusste sie miteinander zu verbinden. Diese Widersprüche verfolgt Christa Ebert, eine deutsche Slawistin, Literaturwissenschaftlerin und Kulturwissenschaftlerin, in ihrer Hippius-Monographie, mit der sie nicht eine Biographie im herkömmlichen Sinne vorlegt, sondern ein Porträt. In ihm bemüht sie sich nicht um

die so genannte Wahrheit über das Leben dieser besonderen Frau, als wüsste sie von Anfang an, dass sie mit solch einem Ansatz scheitert. Viel wichtiger sind ihr Hippius' Selbstkreationen. Diese sucht sie zu ergründen, daher wagt sie, ihr so nahe zu kommen, wie es aus dem zeitlichen Abstand nur möglich ist. Sie zeigt, wie ihre Protagonistin sich als Künstlerin und Intellektuelle überall dort, wo sie erschien, einen wichtigen Platz eroberte. Dadurch entsteht bei der Lektüre der Monographie der Eindruck, dass es schon reicht, dem Schicksal von Hippius zu folgen, um die Welt der russischen Moderne, des russischen Symbolismus und den entsprechenden kulturellen und politischen Hintergrund sehr gut kennenzulernen. Überall dort, wo sie sich länger aufhielt, eröffnete sie einen Salon, in dem sich die aufgeweckten Geister der Zeit treffen konnten. Als Mentorin zog sie junge Talente an. Zu ihrem Kreis gehörten neben Dichtern wie Alexander Block, Andrej Bely, Waleri Brjussow, Iwan Bunin und Henri Bergson auch Denker und Politiker wie Nikolaj Berdjajew, Kerensky und Sawinkow. Mit ihnen konzipierte sie den neuen Menschen überhaupt, denn das Konzept der neuen Frau erschien ihr nur als ein halbes Projekt. Ihre Aussagen zu Frauen muten meistens antifeministisch an. Die Frauenbewegung stand nach ihrer Auffassung einer neuen Gesellschaft der demokratischen Gleichheit im Wege, worüber sie in mehreren Zeitschriften publizierte. In *Der neue Weg* wurde sie sogar die Seele dieser Zeitschrift genannt. Ihre Artikel verfasste

Rezensionen

sie entweder unter Pseudonymen oder sie unterschrieb mit „S. Hippius“, um damit das Geschlecht der schreibenden Person nicht eindeutig zu benennen. Androgynie war ihr Ideal, daher rührt ihr Interesse für die so genannten schwachen Männer.

Ebert verfährt in ihrer Monographie zweispurig, indem sie Hippius' Bemühungen um eine Schattenexistenz als traditionelle Ehefrau verfolgt und gleichzeitig deren Weg selbständiger Entscheidungen darstellt. Auf diese Weise lernen wir eine emanzipierte Frau, Dichterin, Organisatorin unterschiedlicher kultureller und politischer Aktionen, Mentorin von jungen Künstlern und gleichzeitig eine Lebensgefährtin kennen, die gern im Schatten ihres Mannes blieb. Am besten fühlte sie sich in dem Zwiespalt zwischen den Geschlechterrollen, zwischen Geist und Körper, Frömmigkeit und Verführung einer *Femme fatale*. Eine ambivalente Natur oder eine Doppelexistenz? Diese Frage stellt sich Ebert nicht, sondern schaut nach besonderen Personenkonstellationen, die sich durch und um Hippius bildeten, in denen die Geschlechterrollen und Beziehungen oft unklar waren. So liefert sie ein phantastisches Material für Gender-Analysen, in denen der Unterschied nicht als Instrument der Marginalisierung, sondern als konstituierender Wert angesehen wird. Auf ihn scheint Hippius ihr ganzes Leben gebaut zu haben. Nur so konnte sie nationale, geschlechtliche und ideologische Grenzen der Zeit sprengen. Als permanent schreibende Existenz hinterließ sie wie gesagt nicht nur literarische Werke, sondern auch Tagebücher. Aber nach Bekenntnissen und Details zu ihrem Leben werden wir in ihnen vergeblich suchen, wie Ebert betont. Sie stellten für Hippius eine literarische Form dar, in der sie sich selbst immer wieder neu erfinden konnte. Ebert geht auf alle diese Texte nur

dann detaillierter ein, wenn sie Konzepte, Ideen und Lebensumstände ihrer Protagonistin darstellen möchte. Aus diesen Texten ergibt sich eine äußerst spannende und geheimnisvolle Persönlichkeit, die sich nicht einordnen lässt, was zum Teil als Erklärung dafür gelten kann, warum die Hippius in eine Lücke des kollektiven Gedächtnisses fiel. Sie war zu Lebzeiten eine Legende, an der sie auch selbst mitgebaut hat. Oft wurde sie „dekadente Madonna“ und „*Femme fatale*“ genannt. Sie spielte mit Geschlechterrollen und inszenierte sich so, dass hinter der Inszenierung kein Original mehr zu entdecken war, was Ebert in der Einleitung mit folgenden Worten erfasst: „die Mythologisierung selbst sind die Wahrheit“ (S. 15). Die vielen Masken, mit denen Hippius jonglierte, sind nach Ebert nicht sehr originell, denn es war eine Zeit, in der neue Lebensformen und Normüberschreitungen in intellektuellen Kreisen ausprobiert wurden. Originell waren dagegen die Paradoxien, die Hippius in ihrem Leben miteinander vereinbarte: Obwohl sie Gegnerin der traditionellen Ehe war, war sie eine traditionelle Ehefrau, die ihren Mann verehrte und ihn in entscheidenden Momenten handeln ließ. Sie schätzte Liebe über alles, nannte sie den Motor ihres ganzen Lebens, lehnte aber Sinnlichkeit und Sexualität ab, „weil sie darin die Quellen der Unfreiheit“ sah (S. 42), ihre weiblichen Figuren in literarischen Texten sind, wie Ebert bemerkt, meistens körperlos. Sie war eine traditionelle Ehefrau, lebte aber gern im Trio mit ihrem Mann und einem Homosexuellen, Dmitri Filossofow, zusammen. Ebert scheint nur eine einzige Stimmigkeit in diesem bewegten Leben gefunden zu haben: Hippius war für Freiheit und gegen jegliche Gewaltanwendung, sie lehnte sowohl den Bolschewismus als auch den

Faschismus ab. Sie war im Gegensatz zu ihrem Mann nicht bereit, im italienischen und im deutschen Faschismus eine Chance zur Bekämpfung der Bolschewiki zu sehen. Von Polen und seinem Staatsoberhaupt Piłsudski erhoffte sie sich einen Kampf gegen die bolschewistischen Machthaber, aber nur kurz, weil sie schnell feststellen musste, dass dieser neu errichtete Staat durch Antisemitismus und andere ethnische Konflikte handlungsunfähig war. Piłsudskis Krieg gegen die Sowjets wurde schnell mit einem Friedensabkommen beendet. Hippus verließ mit ihrem Mann schwer enttäuscht Polen in Richtung Frankreich. Hier lebte sie bis zu ihrem Tod 1945. Trotz ihrer Bemühungen gelang es ihr dort nicht, die Franzosen für sich zu gewinnen. Diese konnten ihre Abneigung gegen das nachrevolutionäre Russland nicht verstehen, dann wieder war ihnen ihre Abneigung gegen die Nazis zu eindeutig. Französische und russische Intellektuelle im Exil konnten ihr Engagement für eine Revolution der Gleichheit nicht nachvollziehen, obwohl sie immer wieder zu erklären versuchte,

dass die Oktoberrevolution keine eigentliche Revolution war, weil sie nur zum Tausch der Machtpositionen führte und nicht zur Gleichberechtigung der Menschen. Dies war nicht bloß ihre Meinung, sondern ein Ergebnis ihrer scharfsinnigen Beobachtungen, die sie in der revolutionären Zeit von 1905 und dann von 1917 in ihren Tagebüchern niederschrieb. Zentralisierung der Macht und die Einschränkung der Bürgerfreiheiten, die Lenin anstrebte, waren ihr bis zum Lebensende zuwider. Eberts Porträt von Sinaida Hippus endet mit der Beschreibung ihres Todes. Es umfasst das Leben einer russischen Europäerin, das mit der Ehe mit Mereshkowski anfängt und mit dem Werk *Der letzte Kreis* seine Abrundung bekommt, einem Resümee des Erlebten und Gedachten. Auch in diesem letzten Buch werden Widersprüche nicht behoben, sondern literarisch voll ausgeschöpft. Das Bild der faszinierenden Frau ergänzen sorgfältige Anmerkungen, eine umfangreiche Bibliographie und Photos.

Bożena Chotuj, Warszawa / Frankfurt (O.)

LÖW, ANDREA (2006): *Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten*. Göttingen: Wallstein (=Schriftenreihe zur Łódźer [sic!] Getto-Chronik). 584 S.

Łódź gehört heute innerhalb wie außerhalb Polens zu den eher unbekanntesten Städten. Im deutschsprachigen Raum ist die Stadt meist, wenn überhaupt, nur unter dem ihr von den Nationalsozialisten 1940 verliehenen Namen ‚Litzmannstadt‘ bekannt. Dieser Name wiederum ist in der Wahrnehmung meist untrennbar mit dem von 1939-1944 existierenden Getto für die Juden verbunden, in das nicht nur die Łódźer Juden und die aus der Umgebung gepfercht wurden, sondern auch Tausende westeuropäische Juden und Jüdinnen

wurden hierher deportiert. Die meisten von ihnen überlebten den Krieg nicht. Die Mehrheit wurde im Vernichtungslager Kulmhof (Chełmno nad Nerem) oder in Auschwitz ermordet. Das ist bekannt; wie die Menschen im Getto lebten, überlebten oder starben, allerdings weniger. Das Łódźer Getto war lange Zeit vor allem ein Thema für Holocaust-Forscher, für die Öffentlichkeit dagegen kaum, sieht man von zwei größeren Ausstellungen in den 90er Jahren in Frankfurt am Main (JÜDISCHES MUSEUM 1990) und Jerusalem

Rezensionen

(UNGER 1995) ab. Erst mit dem 60. Jahrestag der Gettoaflösung 2004 rückte die Geschichte des Gettos wieder etwas stärker ins Blickfeld. Zwei Jahre später erschienen nun gleich mehrere Werke. Die erste größere wissenschaftliche Studie zum Łództer Getto überhaupt, die 1962 in New York und Jerusalem auf Jiddisch erschien und deshalb seitdem in Deutschland und Polen kaum zur Kenntnis genommen wurde, liegt nun in englischer Übersetzung vor (TRUNK 2006). Aber auch in der neueren Forschung hat sich einiges getan: Während sich MICHAEL ALBERTI (2006) in seiner vom Deutschen Historischen Institut Warschau veröffentlichten Dissertation mit der Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland vorrangig aus der Sicht der Täter befaßt, wählt Andrea Löw in ihrer Bochumer Dissertation den entgegengesetzten Blickwinkel. Die Historikerin, die inzwischen an der Forschungsstelle Holocaustliteratur in Gießen tätig ist, stellt die Sicht der Opfer in den Mittelpunkt. Sie folgt damit einer Anregung Saul Friedländers, der gerade jüngere deutsche Historiker aufforderte, sich nicht nur mit den Tätern zu befassen, sondern auch die Geschichte der Opfer zu schreiben (vgl. S. 576f.). „Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten“ – so der Untertitel – stehen damit im Zentrum von Löws Darstellung. Diese Sichtweise macht diese erste umfangreiche deutschsprachige Untersuchung zum Getto Litzmannstadt im polnisch-deutschen Kontext nicht nur für Geschichtsinteressierte und Historiker interessant. Auch für Literaturinteressierte und Literaturwissenschaftler ist die Monographie vor allem deshalb von Bedeutung, weil sich die Autorin weniger auf klassische historische Quellen stützt, sondern vorrangig auf im weitesten Sinne literarische. Die sog. Holocaust-Literatur,

d. h. hier Aufzeichnungen und Selbstzeugnisse der Gettoinsassen, bilden die Hauptquelle zur Darstellung der verschiedensten Aspekte des Lebens im Getto und der Vernichtung. Daneben geht es der Verfasserin auch um das doch alles in allem, je nach Alter, geographischer und sozialer Herkunft bzw. religiöser oder politischer Orientierung sehr verschiedene Selbstverständnis der im Getto Lebenden, und den Versuch etlicher, sich durch ihre Aufzeichnungen, seien sie halboffiziell, wie die Getto-Chronik, oder privat, wie diverse Tagebücher, am Leben zu erhalten, indem sie sich die menschliche Würde nicht gänzlich rauben lassen. Zumindest die Erinnerung an das eigene Schicksal für zukünftige Generationen zu bewahren ist ein weiteres Thema, das in der Studie eine zentrale Rolle spielt. Zwar mögen diejenigen, die sich schon ausgiebiger mit der Literatur zum Litzmannstädter Getto und seiner Geschichte befaßt haben, nicht viel überraschend Neues finden, aber die Vielschichtigkeit des gezeigten Bildes ist beeindruckend, da Löw ein Manko eines großen Teils der bisherigen Forschungsliteratur zum Holocaust, nicht nur zu Łódź und seinem Getto, behebt: Sie stützt sich nicht nur auf Originaltexte in ein oder bestenfalls zwei Sprachen bzw. auf bereits vorliegende Übersetzungen, wie das in der deutsch-, polnisch- oder englischsprachigen Holocaustforschung häufig üblich ist. Die verschiedensten Aufzeichnungen in Jiddisch, Polnisch und Deutsch, vereinzelt in weiteren Sprachen, bilden die Grundlage der Studie. Die jeweiligen Texte sind zwar weitgehend bekannt und wurden größtenteils im einzelnen auch innerhalb der jeweiligen Forschung bereits untersucht, analysiert und interpretiert, doch hat bisher niemand zum Łództer Getto auf so breiter Basis gearbeitet und dadurch ein so

vielschichtiges und detailreiches Bild geliefert. Löw erweist sich zudem auch auf der Höhe des Forschungsstandes, nicht nur zum Holocaust selbst, sondern auch zur Interpretation der Holocaustliteratur, wie ihre Einleitung zeigt. Die über dem betreffenden einleitenden Unterkapitel stehende Feststellung „[J]ede Darstellung ist Interpretation“ wird im folgenden, wenn auch nur knapp, theoretisch einleuchtend untermauert und an Beispielen expliziert. Die Autorin ist sich also der Subjektivität und Literarität ihrer Quellen sehr wohl bewußt. Was die in der Gettoverwaltung selbst entstandenen Texte, wie z.B. die der Getto-Chronik, angeht, verweist sie nicht nur einleitend auf deren potentiell apologetischen Charakter und die Entstehung unter Bedingungen der (Selbst)zensur, sondern kommt auch im weiteren an den betreffenden Stellen auf diese Problematik zu sprechen. Auch die an den Entstehungszeitpunkt und die -umstände gebundene Subjektivität von Tagebüchern wird meist hinreichend kritisch thematisiert. Dort, wo sie sich allerdings – und das ist der einzige schwerwiegende Kritikpunkt an der Studie – auf spätere Erinnerungen stützt, und seien diese noch so zeitnah an den Ereignissen selbst verfaßt, bleibt Löw hinter den einleitend selbst skizzierten theoretischen Erkenntnissen zurück. Zwar nennt sie jeweils das Entstehungsdatum der Texte, aus denen sie zitiert, verläßt sich dann aber zu sehr auf die zitierte Quellenaussage selbst, ohne auf den jeweiligen Entstehungszusammenhang der Aussage und die an einigen Stellen eindeutig relevante Tatsache einzugehen, daß diese Aussage im Wissen um das, was danach kam, gemacht wurde. Die Autorin verfällt auch dort in einen ähnlichen, allerdings in der historischen Forschung bei aller kritischen Theorie

generell noch immer sehr verbreiteten Positivismus, wo sie sich scheinbar auf sicherem Grund bewegt, d.h. auf quasi klassische historische Quellen wie Akten, Berichte oder Statistiken zurückgreift, die immer noch als objektiv angesehen werden – wenn auch meist zu unrecht.

Trotz dieser Kritik bietet Löws auch für Nichtfachleute verständliches und gut lesbares Buch das bisher umfassendste Bild vom Leben und Sterben im Łódźer Getto. Dabei ist gerade die Vielfalt der individuellen Stimmen positiv hervorzuheben, die nebeneinander erklingen, ohne im Sinne erklärender Thesen oder Theorien vereinheitlicht zu werden. Dadurch läßt sich nämlich – so FRIEDLÄNDER (2006:24) – „eine glatte Interpretation und die (meist unwillkürliche) Selbstgefälligkeit wissenschaftlicher Distanz und ‚Objektivität‘ durchbrechen.“ Dies alles ist, wie FRIEDLÄNDER (1998, 2006) selbst sagt und in seiner Geschichte der Juden im Dritten Reich so schlüssig wie unnachahmlich vorgeführt hat, „unentbehrlich“ bei einem Thema wie diesem, das sich eigentlich der Begreifbarkeit weitgehend entzieht.

Literatur

ALBERTI, MICHAEL (2006): *Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939-1945*. Wiesbaden (=Deutsches Historisches Institut Warschau. *Quellen und Studien* 17).

FRIEDLÄNDER, SAUL (²1998): *Das Dritte Reich und die Juden*. Bd.1: *Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*. München.

– (2006): *Das Dritte Reich und die Juden*. Bd. 2: *Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*. München.

JÜDISCHES MUSEUM FRANKFURT (ed.) (1990): *„Unser einziger Weg ist Arbeit.“ Das Ghetto in Lodz 1940-1944*. Frankfurt (M.) / Wien.

TRUNK, ISALAH (2006): *Lodz Ghetto*. A

Rezensionen

History. Boomington (In.) / Indianapolis (In.).
UNGER, MICHAL (1995): *The last Ghetto.*

Life in the Lodz Ghetto 1940-1944.
Jerusalem.

Frank M. Schuster, Łódź

MÄRZ, PETER / VEEN, HANS-JOACHIM (eds.) (2006): *Woran erinnern? Der Kommunismus in der deutschen Erinnerungskultur.* Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 269 S.

Die Stiftung Ettersberg hatte es sich auf ihrem 4. Internationalen Symposium „Der Kommunismus in der deutschen Erinnerungskultur“ im Oktober 2005 zur Aufgabe gestellt, die Erinnerung an die DDR und den internationalen Kommunismus mehr als 15 Jahre nach dem Mauerfall einer Zwischenbilanz zu unterziehen. Ins Blickfeld genommen wurde dabei nicht die Geschichtsschreibung, sondern die Erinnerungskultur als „Sammelbegriff für die Gesamtheit des nicht spezifisch wissenschaftlichen Gebrauchs der Geschichte für die Öffentlichkeit“ (S.11). Einen thematischen Schwerpunkt des Tagungsbandes stellt die Arbeit von Gedenkstätten dar, die an den Orten der früheren Lager in Sachsenhausen und Buchenwald sowie der Gefängnisse Bautzen und Berlin-Hohenschönhausen errichtet oder neu eingerichtet wurden. Sie sind nicht nur Erinnerungsorte, sondern auch historische und politische „Lernorte“ mit eigener Forschungstätigkeit und einer Vielzahl von Bildungsangeboten, die vor allem unter jungen Menschen auf wachsendes Interesse stoßen. Darüber hinaus enthält der Band Berichte über die politisch institutionell geförderte Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit durch die Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes und die von 1992 bis 1998 unter der Leitung von Rainer Eppelmann tätigen Enquetekommissionen des Deutschen Bundestages „Aufarbeitung

von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur“ und „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur nach der deutschen Einheit“. Wie es zu einer Bilanzierung gehört, werden Defizite und neue Aufgaben benannt. So sei nach Rainer Eckert „in der Arbeit von Museen, Gedenkstätten und Aufarbeitungsinitiativen ein Perspektivenwechsel vom Blickwinkel der Opfer zu dem des Widerstandes notwendig“ und fehle noch immer eine zentrale Gedenkstätte (S. 148). Einige dieser Probleme werden auch in den Empfehlungen der Sabrow-Kommission angesprochen, die erst nach Fertigstellung des Tagungsbandes vorgelegt wurden, andere reichen darüber hinaus.¹

Der erste Teil des Bandes enthält zwei Beiträge von HORST MÖLLER (*Das Kommunismusbild in der alten Bundesrepublik zwischen Kaltem Krieg und Entspannungspolitik*, S. 17-31) und BERND FAULENBACH (*Die Auseinandersetzung mit dem 17. Juni 1953 und dem 13. August 1961 in der bundesdeutschen Erinnerungskultur und im wissenschaftlichen Raum*, S. 33-47) zur Auseinandersetzung mit dem Kommunismus in der alten Bundesrepublik. Danach dominierte in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg in der bundesdeutschen Öffentlichkeit die anti-kommunistische Sicht auf den Osten Europas. Sie lebte als Erbe des Nationalsozialismus fort und wurde durch Erfahrungen mit der Roten Armee bei Kriegsende,

durch Flucht und Vertreibung, die Sowjetisierung Ostmitteleuropas und durch die Flüchtlinge aus der SBZ bzw. DDR mit geprägt. „Weitgehend unterbelichtet“ (S. 35) blieben in dieser Zeit deutsche Verbrechen in der Sowjetunion und der kommunistische Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Mit der Entspannungspolitik der SPD begann das Bild von der DDR und dem internationalen Kommunismus dann positive Züge anzunehmen. Während Möller diese allgemeine Entwicklung auf verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Ebenen nachzeichnet, bestätigt Faulenbach sie anhand der bundesdeutschen Erinnerung an den Aufstand vom 17. Juni 1953. Er wurde zunächst „zu einem nationalen Ereignis erhoben, das alle Deutschen verband und insbesondere die Westdeutschen verpflichtete, sich für die Freiheit im Osten einzusetzen.“ (S. 36) Durch den Bau der Mauer und die veränderte, auf eine länger anhaltende Zweistaatlichkeit eingestellte Deutschlandpolitik verblaßte aber seit den 60er Jahren die Erinnerung an den Aufstand mehr und mehr, und es gab sogar Versuche, den im Juli 1953 durch den Bundestag beschlossenen „Tag der deutschen Einheit“ als Feiertag wieder abzuschaffen. Erst durch den 50. Jahrestag des Aufstandes wurde seine Geschichte in einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Die beiden genannten Aufsätze legen so die Vorgeschichte der Auseinandersetzung mit der SED-Diktatur auf westdeutscher Seite dar und tragen dazu bei, Polemiken, die diese Auseinandersetzung seit den 90er Jahren prägen, aber auch allgemeinere Veränderungen in der deutschen Erinnerungskultur – in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg – besser zu verstehen.

In Polen, wo eine Abrechnung mit dem Kommunismus im breiteren Maße erst

mit der im Jahr 2005 gewählten Regierung begonnen hat, wird die Art und Weise, in der mit der Repressionsgeschichte der DDR, vor allem mit den Akten der Staatssicherheit umgegangen wird, häufig als vorbildlich und sogar als nachahmenswert hingestellt. Wie dieser Tagungsband und auch andere Publikationen des letzten Jahres zeigen², fällt jedoch in Deutschland trotz der Öffnung der Archive und der staatlichen Förderung der Geschichtsaufarbeitung die Bilanz ebenfalls pessimistisch aus. Das wird hier vor allem in den Beiträgen zur *Podiumsdiskussion* (S. 215-228) deutlich. Arnold Vaatz ist der Meinung, daß „die Versuche, den Kommunismus und seine Hinterlassenschaften ins öffentliche Bewußtsein zu rücken, [...] bis jetzt alle gescheitert“ sind (S. 220). Das Thema SED-Diktatur ist, so Markus Meckel, „an den Schulen, Universitäten und in den Lehrmaterialien [...] rasant zurückgegangen“ (S. 218). Jugendliche verlassen die Schule als „historische Analphabeten“ (Hubertus Knabe, S. 216), die weder wissen, was die SED war, noch jemals vom Gulag gehört haben – ein fruchtbarer Boden für Verharmlosung und Ostalgie. Auch das „öffentliche Gedenken geht an der Geschichte vorbei“ (Markus Meckel, S. 223). So wurde zu den Feierlichkeiten anlässlich des zehnten Jahrestages des Mauerfalls erst nach Protesten ein Vertreter der ostdeutschen Bürgerbewegung eingeladen, wird immer mal wieder der Versuch unternommen, den 3. Oktober als Feiertag abzuschaffen, und es gibt kein Denkmal, das an den Völkerherbst 1989 erinnert. Der Antrag auf Errichtung eines „Einheits- und Freiheitsdenkmals auf der Berliner Schlossfreiheit“ wurde vom Deutschen Bundestag am 9. November 2001 abgelehnt, wie GÜNTER NOOKE in seinem Beitrag über dieses Projekt be-

Rezensionen

richtet (*Ein Denkmal für die Einheit in Freiheit? Formen der Auseinandersetzung mit der DDR*, S. 111-122). Zu wenige Verbrechen wurden aufgeklärt, zu wenige Täter zur Verantwortung gezogen, und die Opfer wurden bis heute nicht angemessen entschädigt. Marianne Birthler warnte in der Podiumsdiskussion aber davor, sich nicht „auf diese bedrohliche Bilanz – die sicherlich nicht ganz falsch ist – [zu] fixieren und uns und andere dadurch [zu] lähmen, sondern [zu] realisieren, dass bisher auch unglaublich viel erreicht wurde.“ (S. 227)

EHRHART NEUBERT (*Westdeutsche und ostdeutsche Erinnerungspereptionen*, S. 165-189) und JOACHIM GAUCK (*Gemeinsamkeiten der Erinnerung im vereinten Deutschland*, S. 191-199) vergleichen in ihren Aufsätzen die unterschiedlichen Haltungen von Ost- und Westdeutschen zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte und zeigen auf, an welchen Fragen sich diese Haltungen scheiden. Die wichtigste dieser Fragen, die nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa die Erinnerung an den Kommunismus spaltet, ist die nach dem Vergleich zwischen dem Kommunismus und dem Nationalsozialismus. Können die Verbrechen der beiden deutschen Diktaturen miteinander verglichen werden? Nach Hubertus Knabe hängt die Antwort von der Perspektive ab, aus der man sie formuliert. Für die Opfer seien beides verbrecherische Regime gewesen.³ Wie die Beiträge zu den Gedenkstätten zeigen, die auf dem Gelände von Lagern beider Diktaturen errichtet wurden (VOLKHARD KNIGGE: *Die Umgestaltung der DDR-Gedenkstätten nach 1990. Ein Erfahrungsbericht am Beispiel Buchenwald*, S. 91-108; HORST SEFERENS: *Der systematische Schein des Unsystematischen. Das Museum „Sowjetisches Speziallager Nr. 7/Nr. 1“ in der Gedenkstätte*

Sachsenhausen, S. 241-251), teilt diese Sicht aber auch die Opfer, die sich dabei nicht selten in eine Opferkonkurrenz begeben. So stößt die Erinnerung an die sowjetischen Lager bei den Opfern der Konzentrationslager zum Teil auf heftige Ablehnung. Ein Beispiel dafür ist eine Publikation Emil Carlebachs aus dem Jahr 1993, nach der Buchenwald „zu einem neuen Sammelpunkt der Neonazis [werde], die sich bisher auf das Grab des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß beschränken müssen“. (S. 103) Andererseits beantragte der „Verband der Opfer des Stalinismus“ gegen den Leiter der Gedenkstätte Buchenwald Volkhard Knigge ein Verfahren wegen ‚Volksverhetzung‘, denn die Gedenkstätte zeigt, daß in dem sowjetischen Speziallager neben Unschuldigen auch viele mittlere und untere NS-Funktionäre inhaftiert waren. Ähnlich stellt sich die Situation in Sachsenhausen dar, wo der NKWD zwischen 1945 und 1950 etwa 60 000 Menschen gefangen hielt, von denen mindestens 12 000 an Hunger und Krankheiten starben. Vor der Eröffnung des Museums zur Geschichte des sowjetischen Speziallagers im Dezember 2001 unterstellte das russische Außenministerium „in einer harschen Protestnote [...], dass [das Museum] NS-Täter zu Opfern umdefiniere.“ (S. 241f.) Auch SBZ/DDR-Verfolgtenverbände hatten zunächst eine Protestdemonstration angekündigt, „weil die Ausstellung angeblich die Inhaftierten des Speziallagers pauschal zu NS-Tätern erkläre“ (S. 242), ließen sich dann aber von dem Ausstellungskonzept überzeugen. Laut PETER MASER (*Die parlamentarische Aufarbeitung von Diktaturgeschichte am Beispiel der Enquetekommissionen des Deutschen Bundestages*, S. 133-145) hat die Arbeit der Enquetekommissionen des Deutschen Bundestages viel dazu beigetragen, daß

die verschiedenen Opfergruppen mit den jeweiligen Gedenkstättenleitungen ins Gespräch kamen und Konflikte eingedämmt werden konnten. Dennoch sei die heutige Erinnerungskultur an die doppelte Diktaturvergangenheit Deutschlands noch keineswegs zufriedenstellend. Der Vergleich beider Totalitarismen stößt häufig auf heftige Ablehnung, weil vom ihm eine Relativierung der NS-Verbrechen und eine Infragestellung ihrer Singularität befürchtet wird. Faktisch aber wird durch diese Ablehnung eine Aufarbeitung oder auch nur angemessene Wahrnehmung der kommunistischen Verbrechen verhindert. Hier fehle es, so Knabe, an politisch-moralischen Standards: „Es ist verboten, die Ermordung der Juden zu bestreiten, aber nicht, die Ermordung von Millionen Menschen in der Sowjetunion zu leugnen. Das Fehlen solcher politisch-moralischer Grundstandards ist aus der Perspektive der Verfolgten wohl das Bedrückendste der Entwicklung der letzten Jahre.“ (S. 217) Auch Gauck beklagt in seinem Beitrag, daß man weder im Osten noch im Westen Deutschlands bereit sei, die Geschichte des Kommunismus in ähnlicher Weise wie die des Nationalsozialismus aufzuarbeiten. Im Osten fehle „die gesellschaftliche Bewußtwerdung, wie sie in der westdeutschen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus mit Namen wie Alexander Mitscherlich oder Horst-Eberhard Richter verbunden war“ (S. 197), im Westen hingegen seien viele „eher peinlich berührt davon, sich in der gleichen Tiefe mit dem Kommunismus zu befassen, wie sie es mit dem Nationalsozialismus getan haben“. (S. 198) Da die Erinnerung an die DDR-Geschichte nicht losgelöst von der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit möglich ist, enthält der Band denn auch zwei Aufsätze von HANS-ULRICH THAMER (*Die*

westdeutsche Erinnerung an die NS-Diktatur in der Nachkriegszeit, S. 51-70) und GÜNTHER HEYDEMANN (*Die antifaschistische Erinnerung in der DDR*, S. 71-89) zur Erinnerung an den Nationalsozialismus in der Bundesrepublik und in der DDR.

Der Tagungsband der Stiftung Ettersberg, so läßt sich zusammenfassend festhalten, stellt eine wichtige Stimme dar in der Diskussion um die Erinnerung an die DDR-Vergangenheit. Die in diesem Band geäußerte Kritik sollte bei der weiteren Aufarbeitung der Geschichte und bei deren Vermittlung in den verschiedenen Bereichen der politischen Bildung dringend berücksichtigt werden.

Anmerkungen

¹ Zur Vorbereitung eines Geschichtsverbundes „Aufarbeitung der SED-Diktatur“ berief die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Staatsministerin Christina Weiss, im Mai 2005 eine vor allem aus Historikern und Bürgerrechtlern bestehende Kommission, deren Arbeit der Historiker Martin Sabrow leitete. Ihre Aufgabe war die „Bestandsaufnahme und Perspektivenentwicklung der öffentlichen Aufarbeitung der DDR und ihrer SED-Diktatur als nationaler ‚Erinnerungslandschaft‘ im europäischen Kontext“ (S. 10). Die Kommission legte im Mai 2006 die Ergebnisse ihrer Arbeit vor. Sie sind zusammen mit ihrer Diskussion im Bundestag und in den Medien veröffentlicht in: SABROW, MARTIN / ZÜNDORF, IRMGARD (eds.) (2007): *Wohin treibt die DDR-Erinnerung? Dokumentation einer Debatte*. Göttingen.

² Besonders hervorzuheben ist hier eine Geschichts-Beilage des *Tygodnik Powszechny* vom 6.5.2007 zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte mit Beiträgen von Richard Schröder, Lutz Rathenow, Karl Wilhelm Fricke, Wolfgang Templin u.a.

Rezensionen

sowie mit Gedichten von Jürgen Fuchs. *Niemcy na podstuchu*. [Das verwanzte Deutschland]. In: *Tygodnik Powszechny* 5:9-20 (= *Seria Historia w Tygodniku*).

³ So im Gespräch mit Piotr Jendroszczyk:

Pozorne rozliczenia z NRD-owską przeszłością. [Scheinbare Abrechnung mit der DDR-Vergangenheit]. In: *Rzeczpospolita*, 10.5.2007.

Marion Brandt, Gdańsk

MÜNCH, RICHARD (2007): *Die akademische Elite*. Frankfurt (M.): Suhrkamp. 475 S.

Exzellenzinitiative, Studiengebühren, Bologna-Prozess, neue Studiengänge, Modularisierung, „Internationalisierung“: Das deutsche Wissenschafts- und Hochschulsystem befindet sich in einem Umbau ohnegleichen. Verschiedene Reformen, von denen jede für sich allein sich schon als radikale Umwälzung bezeichnen ließe, finden gleichzeitig statt und lassen keine Ebene des Hochschul- und Wissenschaftsbetriebs unberührt. Die betroffenen Hochschullehrer und Wissenschaftler sind oft nur noch ausführende Umsetzer und Verwalter von Prozessen, die, wie es in der Managementsprache so schön heißt, „top down“, von oben nach unten verordnet und durchgesetzt werden. ‚Oben‘, das sind Kommissionen, Gremien, Regierungsberaterkonferenzen, Kompetenzzentren, Ausschüsse, schwer fassbare Räte und Lobbygruppen, die es in ihrer wohl auch von den Beteiligten selbst nicht mehr durchschaubaren Wechselwirkung nicht einmal mehr erlauben, den letzten Abbau Humboldtscher Ideale in der deutschen Universität an die Namen und Gesichter verantwortlicher Entscheider(innen) zu knüpfen. Nicht das Handeln und Wollen Einzelner, so suggeriert dieses Vorgehen, sondern quasi selbsttätige Kräfte eines sich scheinbar ganz von selbst reformierenden Systems seien für den Umbau verantwortlich. Die wohl größte Revolution in der deutschen Bildungsgeschichte findet so statt ohne benennbaren Akteur – und ohne dass

umgekehrt die Betroffenen ‚unten‘ das Gefühl haben könnten, in die Entscheidungsprozesse überhaupt noch in irgendeiner Weise mit eingebunden zu sein. Der Unmut ist groß, das komplexe Ineinandergreifen verschiedener gleichzeitiger Abläufe freilich und der dadurch erzeugte Zeit- und Arbeitsdruck erschweren es, überhaupt einmal einen Überblick über die Gesamtheit der laufenden Prozesse und strukturellen Veränderungen zu gewinnen. Umso mehr ist zu begrüßen, dass mit Richard Münch einer der namhaftesten Soziologen Deutschlands eine breit angelegte Analyse der Exzellenzinitiative vorlegt und damit jenes Maßnahmenkatalogs, mit dessen Hilfe Bund und Länder den Wissenschaftsstandort Deutschland, wie es offiziell heißt, international wettbewerbsfähig(er) machen wollen. Dies soll geschehen durch eine besondere Förderung so genannter ‚Leuchttürme‘ in der Forschungslandschaft, womit vollständige Forschungsstandorte gemeint sind, vorzüglich lokale Cluster aus Universitäten, Max-Planck-Instituten, Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft etc. Offensichtlich zielt diese Politik auf eine Verdichtung der Infrastruktur an herausgehobenen Orten ab in der Hoffnung, dadurch die Qualität der Forschung steigern zu können. Die laufende Exzellenzinitiative ist deshalb verbunden mit der Frage, welche Standorte besonders förderungswürdig seien, welchen also ‚Exzellenz‘ bescheinigt werden kann.

Münch lässt keinen Zweifel daran, dass er bereits die Fragestellung für falsch hält. Exzellente Forschung komme nicht in erster Linie von Standorten, sondern von einzelnen Wissenschaftlern, die auch an angeblich zweitrangigen Orten Herausragendes leisten können. Er beginnt seine Analyse der Initiative mit der allgemeinen Verunsicherung in einer auf steter Selbstreform gegründeten Postmoderne: „Mit der beschleunigten Veränderung von Praktiken begibt sich die Gesellschaft in eine offene und unsichere Zukunft. Das Offenbarwerden von unerwünschten Nebeneffekten neuer Praktiken erzeugt Irritationen, die zur Reform der Reform veranlassen. Dementsprechend befindet sich die Gesellschaft in einem permanenten Reformprozess, in dem Enttäuschung von Erwartungen zum Dauerzustand wird. Es wird jetzt mehr mit Sprechblasen als mit Sachverstand und Erfahrung regiert.“ (S. 13) „Rationalitätsmythen“ (S. 30) sollen Maßnahmen begründen, die jeden Kontakt mit der Wirklichkeit verloren haben und oft exakt das Gegenteil dessen bewirken, was sie (angeblich) erreichen sollen. Vor diesem Hintergrund untersucht Münch unter Zuhilfenahme umfangreichen statistischen Materials Rhetorik, Ziele und Wirkung der Exzellenzinitiative, aber auch der Wissenschaftspolitik in Deutschland überhaupt.

Das Ergebnis ist ernüchternd. Die einst vielfältig bunte Forschungslandschaft Deutschland ist durch die Verlagerung der staatlichen Forschungsmittel von den Hochschulen an die DFG (und andere zentrale Vergabeinstitutionen) in eine Abhängigkeit von einigen wenigen monopolistischen Einrichtungen geraten, die zwangsläufig dazu führt, dass Forschungsprojekte nur noch so profiliert werden, dass sie den Ausschreibungen insbesondere der DFG gerecht werden.

Unerwartetes und Neues, Innovation also, ist da kaum noch zu erwarten. Stattdessen fördert die DFG zunehmend nur noch Großforschungseinrichtungen und Forschungsnetzwerke, also „Forschungsmonopole an Großstandorten“ (S. 54), die ihrerseits in den Gremien der DFG überproportional vertreten sind und so letztlich über die Mittelvergabe an sich selbst und ihresgleichen entscheiden. Dadurch entstehen Strukturen, die auf den ersten Blick statistisch beeindruckend: Wissenschaftliche Großeinrichtungen mit hoher Drittmittelsumme, zahlreichen Mitarbeitern und Publikationen bzw. Patenten. Die Konzentration der vorhandenen Mittel auf einige wenige Standorte scheint so den Preis des Verfahrens, die Ungleichverteilung der Mittel und die Ausdünnung aller übrigen Standorte, zu rechtfertigen. Münch spart nicht an Daten, Tabellen und Streudiagrammen, um nachzuweisen, dass der Höhe der Drittmittelinwerbung (input) keineswegs eine proportionale Zahl an Publikationen und Patenten (output) entspricht. Eher im Gegenteil: Hohe Drittmittel führen zu einer hohen Zahl abhängiger Mitarbeiter. Diese Mitarbeiter können zwar zur Erhöhung der individuellen Publikationszahl ihres Professors beitragen: „Mehr Mitarbeiter beschreiben mehr Papier als weniger Mitarbeiter.“ (S. 269) Tatsächlich aber sinkt die Durchschnittshöhe der Publikationen pro Wissenschaftler, weil diese Mitarbeiter in abhängiger Stellung weniger für sich selbst publizieren können und einen Großteil ihrer Arbeitszeit mit der Aufrechterhaltung ihres prekären und stets befristeten Arbeitsverhältnisses beschäftigt sind. Drittmittelprojekte produzieren tatsächlich in erster Linie eine ausufernde Bürokratie im Dienste der Berichterstattung und der Folgeanträge. Manche Drittmittelprojekte verbrauchen ihre Zeit

Rezensionen

und ihre Mittel fast ausschließlich dafür, sich selbst zu verwalten. Kleinere Einrichtungen mit einer geringeren Zahl an Mitarbeitern und ohne den Druck der steten Antragsarbeit produzieren oft einen weit höheren ‚output‘. Münch kommt zu dem Schluss, „[...] dass einzelne, besonders stark in DFG-Ausschüssen vertretene Universitäten ihre Spitzenposition in den DFG-Bewilligungen pro Professor nicht bestätigen können. Das Ergebnis lässt eine eklatante Legitimationslücke der Verteilung von Forschungsmitteln erkennen.“ (S. 282) Nun wird in der Exzellenzdebatte nicht so sehr mit der Zahl, als mit der Qualität von Publikationen argumentiert. Diese wird abgeleitet aus Zitationsindizes und dem Blick auf das ‚Renommee‘ von Publikationsorten. Faktisch führe dies, so Münch, zu einer Bewertung von Publikationen danach, wie sie den Anforderungen einiger weniger traditionsreicher Zeitschriften entsprechen, die mit Publikationsangeboten in der Regel so überladen sind, dass sie Texte auswählen können, die passgenau den Vorstellungen der Redaktion entsprechen. Stromlinienförmigkeit und die Konzentration auf meist nur noch kleine Details in bereits längst abgesteckten Forschungsfeldern zeichne denn auch die Beiträge in solchen Zeitschriften zwangsläufig aus – auch dieses Exzellenzkriterium unterstütze die nicht innovative „Normalwissenschaft“ (S. 178). Da diese Zeitschriften wiederum Mittelpunkte von etablierten Netzwerken seien und die (insgesamt geringe) Wahrscheinlichkeit, in ihnen publizieren zu können, mit der Nähe des potentiellen Beiträgers zum Zentrum dieses Netzwerkes steige, unterstütze dieses Bewertungskriterium die Methode in steten Zirkelschlüssen sich selbst ernennender und bestätigender Exzellenzkartelle, ohne dass dadurch wirklich erklärt werde, was diese

‚Exzellenz‘ denn nun eigentlich ausmache.

An diesem Punkt wird es nötig, jenes „akademische Feld“ (S. 206) genauer zu untersuchen, das ‚Exzellenz‘ definiert und über sie bestimmt. Münch analysiert die Entscheidungskartelle (DFG, Wissenschaftsrat, Akademien, Netzwerke) und beschreibt die Folgen dieser Machtkonzentration. „Das schon vorhandene Kartell besteht aus einer Gruppe von 16 Großuniversitäten und technischen Hochschulen mit Traditionsbonus und der Max-Planck-Gesellschaft, die in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) das Wort führen und den größten Teil der Forschungsgelder in Anspruch nehmen. Von einem Kartell ist hier in dem Sinne zu sprechen, dass über die DFG eine hochgradige personelle Verflechtung gegeben ist. Ein Monopol besteht in der Hinsicht, dass diese Gruppe die Hälfte der Mitglieder in den Ausschüssen stellt und gut die Hälfte der DFG-Forschungsmittel vereinnahmt.“ (S. 339f.) Die Exzellenzinitiative wird dieses bereits bestehende Ungleichgewicht verstärken – die Förderung für als ‚exzellente‘ erklärte Standorte ist ja ihr explizites Ziel. Der Wissenschaftsbetrieb wird zu einem Mechanismus der Zentralisierung und Kumulation ökonomischen und sozialen Kapitals (bei zunehmender Entwertung kulturellen Kapitals) an wenigen Standorten mit letztlich kontraproduktiver Struktur: „Die Exzellenzinitiative [...] führt zu nichts anderem als dazu, dass an Großinstituten [...] 75 bis 125 unselbständige Mitarbeiter unter Anleitung ihrer Direktoren arbeiten. Das ist nicht das Milieu, aus dem die erwünschte, in Nobelpreisen gipfelnde Kreativität von Wissenschaft und Forschung erwächst.“ (S. 242) Die Exzellenzinitiative verschärft die Perspektivlosigkeit und Abhängigkeit des akademi-

schen Mittelbaus in „kreativitätsvernichtenden Strukturen“ (S. 304). Tatsächlich ist in Deutschland das Verhältnis zwischen Professoren und Mitarbeitern, Münch nennt sie „Forschungssklaven“ (S. 360), mit eine Ursache für die Unproduktivität der Verhältnisse (und die hohe Abwanderungsquote vorrangig in die USA): „Es besteht im Vergleich zu den führenden Forschungseinrichtungen in den Vereinigten Staaten ein krasses Missverhältnis zwischen der Zahl der Professoren und der Zahl der Mitarbeiter, zwischen selbständig und unselbständig arbeitenden Wissenschaftlern.“ (S. 352) Das System hält „Heerscharen von potentiell kreativen jungen Wissenschaftlern in abhängiger, in der Regel prekärer Stellung ohne realistische Chance, in absehbarer Zeit auf eine Professorenstelle zu gelangen.“ (S. 353) Durch die Verwendung der Mittel zur Aufrechterhaltung von Unselbständigkeit statt zur Schaffung von Professuren (mit dann weniger Mitteln) wird zwar der Seltenheits- und Exzellenzwert des Professorentitels erhöht, nicht aber die Produktivität und Kreativität der deutschen Hochschulen insgesamt. „Statt einer großen Zahl selbständiger Forscher wie in den USA arbeiten Heerscharen von Mitarbeitern in abhängiger Stellung in den besten Jahren ihres Forscherlebens unter der Anleitung von Lehrstuhlinhabern und Institutsdirektoren. Die Produktivität und Kreativität junger Wissenschaftler wird in diesem Milieu im Keime erstickt.“ (S. 364)

„Die Zuschreibung von Reputation an Personen und Standorte ist ein kumulativer Prozess der sozialen Schließung.“ (S. 236) Sie schafft in erster Linie Unterschiede, die nicht mehr begründet, die nur noch mit einer spezifischen Rhetorik („Exzellenz“) scheinlegitimiert werden können. Die laufende Exzellenzinitiative

verschärft dies alles und führt in Kombination mit den übrigen, gleichzeitigen Reformen der deutschen Hochschulen zu einer breiten Abwertung akademischer Arbeit und Ausbildung zugunsten neuer Standesunterschiede. Nicht umsonst geht mit all dem einher der Umbau des Studiensystems zu einer Reihe modularisierter, also kleiner und überprüfbarer kognitiver Lern-Einheiten, in denen klassische Bildungswerte keinen Platz mehr finden. Die Universalität des mit großem geistigen Überblick ausgestatteten souveränen Gebildeten ist kein Studienangebot mehr. An ihre Stelle tritt die möglichst problemlose Verwendbarkeit und Verwertbarkeit der ‚Studierten‘. Die Studiengebühren verwandeln gleichzeitig die Studierenden in zahlende Kunden, die hochspezialisierte Abschlüsse erwerben, in denen auf seitenlangen Supplementa möglichst detailliert die während des Studiums erworbenen beruflich einsetzbaren ‚Kompetenzen‘ aufgeführt werden. Wer sich darauf reduzieren lässt, dessen Lebensweg ist schon vorgezeichnet. In der Wechselwirkung führt dies alles zu einer zunehmenden qualitativen Ununterscheidbarkeit von Studienleistungen und einer Tendenz zu ‚Einheitsnoten‘ für künftige akademische Einheitsarbeiter ohne jede Selbständigkeit. Das System droht passgenaue Nicht-Kreativität auszubilden. Und trägt zur Kartellbildung weiter bei: Arbeitgeber können Bewerber bei Einstellungen immer weniger nach Noten auswählen. Gerade bei der Besetzung von Leitungspositionen (sie werden ohnehin immer weniger) haben deshalb „Sekundärtugenden einschließlich der sozialen Herkunft erheblich an Bedeutung gewonnen“ (S. 253). ‚Exzellenz‘ wird zu einem Unterscheidungs begriff ohne inhaltliche, aber von zunehmend sozialer Bedeutung. „Unter diesen Bedingungen ist ‚Exzel-

lenz' ein Klubgut, das den Klubmitgliedern exklusiv zur Verfügung steht. Der Nutzen eines Klubgutes für die Mitglieder besteht in seiner Exklusivität. Sein Besitz verschafft den Klubmitgliedern Wettbewerbsvorteile gegenüber potentiellen Konkurrenten. Die Klubmitglieder werden deshalb gerade ihren exklusiven Besitz nutzen, um sich potentielle Konkurrenten vom Leib zu halten. Mit der Zeit entsteht deshalb eine Selbstreproduktion von Exklusivität durch den

Einsatz von Exklusivität. Das Klubgut der Exzellenz wird dann als symbolisches Kapital eingesetzt, um ‚Exzellenz‘ zu definieren, die Spielregeln ihrer Zuweisung zu bestimmen und die Machtpositionen in Auswahlverfahren von Exzellenzwettbewerben zu besetzen.“ (S. 338f.)

Dieses Buch ist nicht nur eine Bestandsaufnahme. Dieses Buch ist eine Warnung.

Jürgen Joachimsthaler, Heidelberg

ŻYCHLIŃSKI, ARKADIUSZ (2006): *Unterwegs zu einem Denker. Eine Studie zur Übersetzbarkeit dichterischer Philosophie am Beispiel der polnischen Übersetzung von Martin Heideggers „Sein und Zeit“*. Wrocław/Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe / Neisse Verlag. 374 S.

Die Taxonomie belehrt uns, dass unter Liebhabern der Literatur eine originelle Sorte auszusondern ist, die ihre Leseerfahrungen auf eine recht ungewöhnliche Weise markiert: Zitatensammler. Diese lassen sich wiederum, so sagen die klassischen Systematiker, in zwei Gruppen teilen: in eine kleine Gruppe, die sich nur mit dem Lesen begnügt, und in eine noch kleinere Gruppe, die auch selbst zur Feder greift. Die Letztgenannten picken (ein) Körnchen (Wahrheit) aus diesem oder jenem Buch heraus, versetzen es in einen anderen Kontext, in ein anderes diskursives Milieu, in ein anderes Feld und beobachten mitwirkend, was dem Boden entspringt. Żychliński – Philologe, Übersetzer, Publizist und last but not least fleißiger Zitatensammler – hat 2006 eine Monographie veröffentlicht, die zweifelsohne dieser mitwirkenden Beobachtung entwachsen ist. In seiner Arbeit wimmelt es von Zitaten, um die herum aber, das sollten wir nicht übersehen, ein selbständiger Diskurs Schritt für Schritt gedeiht. Unter den fremden Denksprü-

chen, die Żychliński von anderen Autoren in Pacht nimmt und sie sich somit zu eigen macht, gibt es einen, der vielleicht die Gesamtheit dessen, was diese opulente Monographie dem Leser zu sagen hat, wie durch eine Linse vermittelt erscheinen lässt: „Mein Unternehmen ist dem Wesen nach nicht schwierig. Ich müsste nur unsterblich sein, um es zu vollenden“ (aus: Pierre Menard, Übersetzer des *Quijote*“ von J.L. Borges).

Es taucht natürlich sofort die Frage auf, was diese paradoxe Feststellung eines paradoxen Schriftstellers mit dem eigentlichen, durchaus wissenschaftlichen Vorhaben Żychlińskis, nämlich einen Beitrag zur modernen Übersetzungstheorie und -kritik zu liefern, zu tun hat. Die Übersetzungstheorie sollte ja, zumindest auf den ersten Blick, den Übersetzern bei ihrer Arbeit Hilfe leisten, indem sie theoretische Voraussetzungen einer guten Übersetzung bestimmt. Und was ist der Zweck einer guten Übersetzung? Laut Katharina Reiß, einer der prominentesten Vertreterinnen der modernen Übersetzungswis-

senschaft, besteht er darin, eine Äquivalenz zwischen Ausgangs- und Zieltext herzustellen. Diese wiederum besteht in der gleichwertigen „Relationierung von Inhalt(en) und Form(en) eines Textes in ihrem Funktionieren zur Erreichung des Textsinns“ (REISS 2000:123). Alles stimmt. Nur: Beim Lesen dieser Definition kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, dass sie für Übersetzer anspruchsvoller Werke, etwa literarischer oder philosophischer, wenig taugt. Warum? Weil die philosophische Übersetzung, so Żychliński, „[...] das Kennenlernen des fremdsprachigen Gedankenguts und das Nachvollziehen des Gedankengangs des Autors ermöglichen, sowie eine (einheitliche) Terminologie eines Autors in den philosophischen Diskurs der Zielsprache einführen“ sollte (S. 91). Und diese Ziele sind mit dem im Grunde wenig sagenden Begriff ‚Äquivalenz‘ kaum zu erreichen. *Unterwegs zu einem Denker* erwächst daher dem Verlangen, so Żychliński in seinen Vorbemerkungen, „[...] eine übersetzungskritische Sonde in das Gewebe der Philosophie einzuführen, um zu zeigen, dass die Übersetzung von philosophischen Texten ein [...] vielschichtiges Spektrum von Problemen nach sich zieht“ (S. 13). Der Autor nimmt natürlich nicht die Gesamtheit des philosophischen Gedankenguts ins Visier (denn der Name der Diskurse der Philosophie ist Legion), sondern dessen ‚unreine‘ Gattung, die überaus glücklich als „dichterische Philosophie“ bezeichnet wird. Ein dichterischer Philosoph ist jemand, für den, wie etwa für Martin Heidegger, die Sprache als Vehikel des Denkens dient. Einer also, der, wie Żychliński in Heideggers Manier schreibt, denkend die Sprache selbst bedenkt (S. 18). Im dritten Kapitel „Translation rethought, oder jenseits von Treue und Verrat“, das in vielerlei Hinsicht den

anspruchsvollsten und wichtigsten Teil der Monographie darstellt, wird der Versuch unternommen, dieser zentralen Frage nachzugehen, nämlich welche Folgen eine derartig philosophisch fundierte Auffassung für die Übersetzungstheorie und -praxis zeitigen mag.

Der Autor beginnt mit einem aporetischen Satz, der auf den ersten Blick einen großen Widerspruch in sich birgt: „Im folgenden Kapitel sollen Übersetzungstheorien daraufhin untersucht werden, welche Perspektiven sie angesichts der kaum übersetzbaren Texte eröffnen.“ (S. 79) Diese Erklärung sagt uns nicht mehr und nicht weniger, als dass die Theorie, eine in sich geschlossene gedankliche Einheit, sich mit einem Phänomen zu messen hat, das jegliche Grenzen überschreitet. Es scheint, als sähe sich die Begrenztheit nahezu gezwungen, die Unbegrenztheit in die Schranken zu fordern. Ist das überhaupt möglich? Um alle Missverständnisse gleich vorwegzunehmen, gibt der Autor bereits auf der nächsten Seite eindeutig zu verstehen, dass die Aufgabe des Übersetzers eine unendliche ist. Folglich kann es auch keine Theorie der Übersetzung (im Sinne einer abgeschlossenen Gebrauchsanweisung für Übersetzer) geben. Jeder Text verlangt, so der von Żychliński zitierte Klaus Reichert, nach einer eigenen Theorie und Methode seiner Übersetzbarkeit (S. 81).

Eine Übersetzungstheorie also, die Argumente gegen sich selbst liefert? Schießt Żychliński aber damit nicht ins eigene Tor? Ganz im Gegenteil, alles, was er zu tun beabsichtigt, ist erst einmal, klar den Stand der Dinge festzustellen: Übersetzen ist ein in Wirklichkeit nie zu Ende geführtes intellektuelles und sprachliches Projekt, und diese innere Unendlichkeit des Übersetzungsprozesses erkundet Żychliński am intensivsten. Den Nagel auf den

Kopf trifft er, wenn er die Gründe permanenter Unzufriedenheit mit den Arbeitsergebnissen der Übersetzer nicht in ihren Unvollkommenheiten sieht, sondern in der Einstellung der Übersetzer (und nicht nur der Übersetzer) zu ihrem Metier: „Das Problem mit der Übersetzung [...] scheint darin zu liegen, dass sie eben eine Übersetzung ist. Das heißt, dass sie kein Original mehr ist.“ (S. 84) In unserer Sehnsucht nach dem Ursprung des übersetzten Textes, dem Original also, sind wir – so kann man argumentieren, möchte man die letzten Konsequenzen aus den Ausführungen Żychliński ziehen –, im Grunde genommen sentimentale Platoniker, die ständig auf der Suche nach einer *idéa* sind, nach dem verborgenen Ursprung des (übersetzerischen) Daseins. Dass der Autor uns diese Befangenheit unserer Überlegungen und Erwartungen in puncto Übersetzung bewusst macht, ist zweifelsohne sein großes Verdienst. Als Antidot gegen Platon schlägt er – neben Borges – Jacques Derrida vor. Der französische Philosoph, für den Übersetzungsfragen immer ein stricte philosophisches Problem darstellen, beginnt damit, dass er die Adäquatheit des Begriffes ‚adäquat‘ in Bezug auf die Übersetzungspraxis bezweifelt. Diese Zweifel teilt auch Żychliński, der mit Recht darauf hinweist, dass ‚adäquat‘ vom lateinischen ‚adaequatus‘ kommt, das sich wiederum von ‚adaequare‘ (‚gleichmachen‘) herleitet. Die grundlegende Idee einer adäquaten Übersetzung wäre also, das Andere gleichzumachen. Dem kann Derrida nicht zuletzt aus ethischen Gründen nicht zustimmen. Er betont, dass die Übersetzung zugleich Selbst und Anderer zu sein hat. Umso mehr, als es so gut wie kein Original gibt, d.h. keinen einheitlichen Textkörper, den man beliebig sezieren kann, um eine Übersetzung herauszupräparie-

ren. Der französische Philosoph, wie auch Żychliński, glaubt nicht an eine einzige wahre Quelle eines Textes, denn was wir üblicherweise dem Begriff ‚Text‘ (bzw. ‚Original‘) subsumieren, ist in Wirklichkeit ein unendliches Spiel von Differenzen, die keinen stabilen Kern haben, keinen zentralen, klar festlegbaren Sinn. MARTIN SEEL (2004), den Żychliński zitiert, pointiert hierzu treffsicher: „Wogegen die Dekonstruktion angeht, ist [...] das Klischee einer Hermeneutik, die sich über Texte und Werke nur beugt, um ihres Sinns habhaft zu werden. Dieser Verdinglichung des Sinnbegriffs hat Derrida mit Nachdruck widersprochen; er hat den Blick für Prozessualität und Dynamik aller Bedeutungsbildung geschärft.“ Jetzt verstehen wir, aus welchem Grunde Żychliński seine Ausführungen in diesem Kapitel mit dem Untertitel „Jenseits von Treue und Verrat“ versehen hat: In Wirklichkeit ist nämlich die ersehnte Quelle des übersetzten Textes nur ein Phantomdasein, dem der Übersetzer weder treu bleiben noch es verraten kann. Was tut er also? Um Borges wiederum herbeizurufen: Er versucht ein Unternehmen zu vollenden, für das er eine Ewigkeit braucht. Oder (wie Paul de Man dies weniger metaphorisch an einer Stelle pointiert): die Sinninstabilität des Originals hervorzuheben. Somit unternimmt die Übersetzung, wie Żychliński betont, „einen Grenzgang zwischen Repräsentation und Kreation“ (S. 122). Muss man eine opulente Monographie verfassen, um zu solch einer Konstatierung zu gelangen, die sich für konkrete Aufgaben der Übersetzungsarbeit eigentlich nur wenig eignet? Wenn wir diese Frage stellen, bedeutet das, dass wir den Sinn von Żychliński's Ausführungen so gut wie nicht durchdacht haben. Denn seine Arbeit ist im Grunde keine übersetzungs-

theoretische (obwohl ihr großer Teil einer übersetzungsrelevanten Textanalyse von *Sein und Zeit* und *Bycie i czas* gewidmet ist), sondern eine philosophische schlechthin. „Unterwegs zu einem Denker“ verdeutlicht uns, dass fundamentale Probleme der Übersetzungspraxis (Treue, Verrat, Repräsentation, Kreation, das Andere, das Fremde usw.) erst als Probleme der Philosophie zu reflektieren sind. Denn man kann nicht ernsthaft die Aufgaben (im doppelten Benjaminischen Sinne!) des Übersetzers reflektieren, ohne zugleich (oder vielleicht auch: vorher) ernsthaft philosophisch zu denken – so

wie es Żychliński in seiner Monographie tut –, der ersten, die den großen und langen Kontroversen in puncto polnische Heidegger-Übersetzungen die Stirn zu bieten sucht.

Literatur

REISS, KATHARINA (2000): *Grundfragen der Übersetzungswissenschaft. Wiener Vorlesungen*. Wien.

SEEL, MARTIN (2004): „*Philosophie des Zerbrechlichen*“ (*Würdigung nach dem Tod von Jacques Derrida*). In: *Die Zeit*, 14.10.2004.

Lukasz Musiał, Poznań

BREUER, ULRICH / HYVÄRINEN, IRMA (eds.) (2006): *Wörter – Verbindungen. Festschrift für Jarmo Korhonen zum 60. Geburtstag. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang Verlag. 516 S.*

Jarmo Korhonen genießt ohne Zweifel den Ruf eines der „bedeutendsten und international angesehensten finnischen Germanisten der Gegenwart“ (S. 11). Seine Arbeiten sind in mehreren Forschungsbereichen der germanistischen Linguistik ebenso bedeutend wie sein Beitrag zur Hinführung der finnischen Germanistik zu ihrer heutigen Position innerhalb der Auslandsgermanistik. Die Herausgeber eröffnen die Festschrift mit einer Vorstellung der wissenschaftlichen Laufbahn und der wichtigsten Forschungsprojekte Korhonnens und schließen sie mit einem 15-seitigen Verzeichnis der Schriften des Jubilars ab. Die volle Breite der Forschungsinteressen und Betätigungsfelder Korhonnens illustrieren jedoch erst die dazwischenliegenden 40 Beiträge finnischer und ausländischer Autorinnen und Autoren, die sich entweder direkt auf seine wegweisenden Arbeiten beziehen, von diesen inspiriert sind oder zu Bereichen gehören, die er durch seine Untersu-

chungen mitgestalten hilft. Gruppieren sind die Einzelbeiträge in folgende thematische Felder: 1. Lexikologie und Lexikographie mit 10 Beiträgen, 2. Phraseologie einschließlich der Phraseographie mit 13 Beiträgen, 3. Syntax mit 4 Beiträgen und 4. Sprach-, Kultur- und Literaturgeschichte sowie Sprachphilosophie mit 13 Beiträgen. Der Seitenumfang der erstellten Felder deutet in gewisser Weise auf die Gewichtung dieser Aspekte in Korhonnens eigenen Forschungen hin. Zwei Drittel aller Beiträge betreffen Lexikologie und Phraseologie mit Lexikographie und Phraseographie – Bereiche, die in Korhonnens Untersuchungen als die zentralen und fruchtbarsten angesehen werden können. Die syntaktische und sprachwie kulturgeschichtliche Problematik steht im zweiten Teil des Bandes im Mittelpunkt eines Drittels aller Beiträge, die sich auf die früheren Studien Korhonnens beziehen, bevor er gewissermaßen durch natürliches wie logisches Aufeinander-

bauen und Auseinanderresultieren der einzelnen Forschungsinhalte die Erforschung der Lexikologie und Phraseologie mit Lexikographie und Phraseographie in ihrer gesamten Vielfalt zu seiner Lebensaufgabe machte. Dass die dafür benötigten sprachsystematischen, sprachgeschichtlichen und sprachkulturellen Grundlagen in den Basisstudien der Syntax, Valenz und Diachronie gewonnen werden konnten, scheint ersichtlich zu sein.

Den Herausgebern ist es gelungen, als Autoren der Beiträge 23 namhafte Forscher aus dem Ausland und 17 aus Finnland zu gewinnen. Ein genaueres Eingehen auf jeden der 40 Beiträge ist in einer kurzen Besprechung kaum möglich, ein Überblick über ihre Problematik und die der einzelnen Felder kann zu einer Orientierung verhelfen, doch nicht die gesamte Reichweite der vorgestellten Forschungsanliegen wiedergeben. Die Zuordnung der Beiträge zu den genannten drei Bereichen folgt z.T. der Auslegung der Zielsetzungen und der Gewichtung der angesprochenen Aspekte, was Bezüge zu anderen Bereichen nicht ausschließt.

Den Bereich Lexikologie und Lexikographie eröffnet der Beitrag von HENNING BERGENHOLTZ *Idiomwörterbücher und ihre Benutzer* (S. 19-30), der auch der Phraseologie nahe steht, denn sein Anliegen betrifft Probleme der effektiven Nutzung von Idiomwörterbüchern und damit deren Aufbau, den definitiven Umfang des Begriffs ‚Idiom‘ und die Art der erfassten, für den Benutzer relevanten Angaben. DMITRIJ DOBROVOL'SKIJ zeigt am Beispiel der Kategorie ‚Beleidigung‘ (S. 31-45) im Russischen und Deutschen, wie mögliche zwischensprachliche semantische Differenzen dank kontrastiver Analysen verschiedener kulturspezifischer Konzepte einer Kategorie verdeutlicht werden und welche wertvolle Hilfe solche

Analysen für die lexikographische Erfassung und adäquate Übersetzung kulturbedingter Lexik leisten können. KONRAD EHLICH geht in seinem Beitrag *Von Fransch zu Denglisch. Bewegungen im deutschen Wortschatz* (S. 47-57) dem Problem „der vermeintlichen Gefährdungen der deutschen Sprache“ (S. 56) durch eine immer stärker werdende Tendenz zur Übernahme fremder, speziell englischer Lexeme nach und zeigt an vielen Beispielen, dass diese „Anglisierungstendenzen“ auf die vorausgehende französische „Fremdwort-Welle“ (S. 52) zurückgehen; weil ein Großteil solcher modischer Übernahmen der Abnutzung unterliegt und nicht von Dauer ist, stellen sie auch keine ernsthafte Gefährdung für die deutsche Sprache dar. JOHANNES ERBEN legt eine interessante Darstellung des Aufbaus der Wortfamilie ‚Sympathie‘ und deren Ausbreitung in Texten klassischer Literatur und heutiger Printmedien vor (S. 59-69). Daran anschließend – jedoch am Beispiel von Wörterbucheinträgen – verfolgt HELMUT GLÜCK auf sprachgeschichtlich fundierte Weise, welche Bedeutungen der Stamm *finn-* im Deutschen und verwandten Sprachen angenommen hat und in welcher Reihenfolge er weiteren Wörtern und Wortverbindungen zugrunde liegt (S. 71-78). MARJA JÄRVENTAUSTA (S. 79-89) und HENRIK NIKULA (S. 103-112) befassen sich mit der Valenz- und der Lernerlexikographie in der Relation Deutsch und Finnisch. Einen kurzen geschichtlichen Überblick der finnischen Fachlexikographie liefert dagegen ANNIKKI LIIMATAINEN (S. 91-101). ELISABETH PIIRAINEN (S. 113-123) zeigt den zunehmenden Anteil der visuellen typographischen, orthographischen und ikonischen Darstellungsmittel an der Entstehung immer neuer alltäglicher wortspielerischer Neuschöpfungen in aktuellen Medientexten.

Rezensionen

Abgeschlossen wird der erste Bereich mit dem Beitrag von LIISA TIITTULA (S. 125-133), die auf das enorme Tempo des Veraltens von Wörterbüchern, insbesondere Fachwörterbüchern, aufmerksam macht, jedoch auch bemerkt, dass dank elektronischer Medien Wörterbuchaktualisierungen schnell vorgenommen werden können, wenn genug Linguisten über eine entsprechende lexikographische Grundausbildung verfügen.

Im Bereich der Phraseologie steht die Verwendung von Phraseologismen in Medientexten und in literarischen Texten im Mittelpunkt der meisten Beiträge. HARALD BURGER (S. 135-151) untersucht Phraseologismen in Wetterberichten, NINA JANICH (S. 175-186) in der Werbesprache, HEINRICH LÖFFLER (S. 197-211) in der Musikkritik, HEINZ-HELMUT LÜGER (S. 213-227) in französischen Nachrichtenmagazinen, ANNETTE SABBAN (S. 275-290) in Musik-Moderationen und Kulturberichten im Radio, MARIANN SKOGSÖDERSVED (S. 292-300) in Artikelüberschriften finnischer Presse. Phraseologismen in Texten von Christa Wolf analysiert CHRISTINE PALM MEISTER (S. 229-235) und in älteren deutschen Kinderbüchern ULRIKE RICHTER-VAPAATALO (S. 259-273); HANNELE KOHVAKKA (S. 187-196) hingegen befasst sich mit Phraseologismen als Ausdrucksmittel der Ironie in Literatur- und Medientexten. Theoretische Probleme der Abgrenzung zwischen Funktionsverbgefügen, Kollokationen und Phraseologismen greift GERHARD HELBIG auf (S. 165-174). Die lexikographische Erfassung kommunikativer Formeln schildert MARION HAHN (S. 153-164), und das Problem der Diskrepanz zwischen der Äquivalenz im Wörterbuch und der im konkreten Text bei der Wiedergabe von Phraseologismen zeigt MARJA-LEENA PIITULAINEN (S. 237-246). An einer ef-

fektiven Phraseodidaktik im Dienste des Fremdsprachenunterrichts sind Forscher wie Methodiker stark interessiert, daher prüft PASI PIIRTISAARI (S. 247-257), welcher Stellenwert den Phraseologismen im *Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen* zukommt. Den syntaktischen Bereich eröffnet ein sprachgeschichtlich untermauerter Beitrag von JOHN OLE ASKEDAL (S. 301-316) zu Re-grammatikalisierung am Beispiel des Referatkonjunktivs. Zum Status der Adpositionalphrasen als Schnittstelle zwischen Rektion, Phraseologie und Valenzalternation schreiben LEENA KOLEHMAINEN und MARJO VESALAINEN (S. 317-331). HANS WELLMANN (S. 333-344) schildert Satzmuster mit Präpositionaladverbien und NORBERT RICHARD WOLF (S. 345-354) Reflexivkonstruktionen im heutigen Deutsch. Der Bereich Sprach-, Kultur- und Literaturgeschichte sowie der Sprachphilosophie ist thematisch am stärksten differenziert. Alle Beiträge verbindet das Interesse an älteren Texten und Sprachzuständen, womit sie an die frühen Forschungen Korhonens anknüpfen. Dominant ist die Gruppe der Beiträge zu Sprache und Werk Luthers: HANS-WERNER EROMS (S. 387-401) beschreibt die periphrastischen Verbformen bei Luther, ALBRECHT GREULE (S. 403-410) führt eine textgrammatische Analyse eines geistlichen Liedes von Luther durch, WOLFGANG MIEDER (S. 431-446) zeigt Sprichwörter als Argumentationshilfen bei Luther, ILPO TAPANI PIIRAINEN (S. 447-454) schildert den Einfluss der Bibelübersetzungen von Luther und Eck auf die frühneuhochdeutsche Lexik, und ERICH STRASSNER (S. 489-499) wendet sich dem *Noth- und Hilfsbüchlein* von Zacharias Becker als dem „ersten Bestseller nach Luthers Schriften“ (S. 489) zu. Der sprachgeschichtlichen Lexik in Tex-

ten bzw. Wörterbüchern sind die Beiträge von CORA DIETL (S. 377-386), KARI KEINÄSTÖ (S. 411-422) und JORMA KOIVULEHTO (S. 423-430) gewidmet. Der theologischen Begründung in Texten von Johann Georg Hamann geht OSWALD BAYER (S. 356-368) nach, und „den konzeptionellen Hintergrund der Grimmschen Märchenedition“ (S. 375) untersucht LOTHAR BLUHM (S. 369-376). Eine sprachphilosophische Orientierung ist in den Beiträgen von WILLI PLÖGER (S. 455-469) zu Referenzproblemen der ersten Person Singular und von LAURI SEPPÄNEN (S. 485-488) zur Sprachphilosophie Hermann Pauls und der Neupragmatisten zu finden. Das Präteritum in Texten des livländischen Chronisten Johannes Renner aus dem 16. Jahrhundert analysiert TIMO REKO (S. 471-483).

Allein die Aufzählung der Autorennamen und der Umriss der Problematik verdeut-

lichen, dass in dem Jubiläumsband eine umfangreiche Problematik synchroner, diachroner, kultur- und sogar literaturgeschichtlicher Ausrichtung vorgestellt wird, die eine Quelle vielfacher Forschungsideen und Inspirationen sein kann. Die Beiträge zeichnen sich im Allgemeinen durch Prägnanz und Kürze aus, was ihre Aussagekraft unterstreicht und zugleich zeigt, dass ein gut abgestecktes Untersuchungsfeld keiner langen Ausführungen bedarf. Neben der Forschungsproblematik knüpfen die Autoren des vorliegenden Bandes auch damit an die wissenschaftlichen Publikationen Korhonens mit ihrem „klaren und präzisen, alle Redundanzen vermeidenden und genau ausgehörten Stil“ (S. 14) an. Insgesamt enthält die Festschrift viele fachlich wie stilistisch lesenswerte Beiträge und ist allen an Sprache Interessierten zu empfehlen.

Czesława Schatte, Poznań

ŁYP-BIELECKA, ALEKSANDRA (2007): *Verben der Nahrungsaufnahme des Deutschen und des Polnischen. Eine semanto-syntaktische Vergleichsanalyse.* Frankfurt (M.)/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 21). 246 S.

Die vorliegende Monographie, die im Jahre 2000 als Dissertation an der Schlesischen Universität angenommen wurde, setzt sich folgende Ziele: „Erstens soll das theoretische Instrumentarium entwickelt und besprochen werden, das in der anschließenden semanto-syntaktischen Analyse der Verben der Nahrungsaufnahme [...] Anwendung findet. Zweitens soll die im Titel genannte onomasiologisch konstituierte Verbgruppe möglichst präzise und vollständig beschrieben werden [...]. Drittens soll eine detaillierte semanto-syntaktische Beschreibung einzelner [...] Verblexeme in beiden Sprachen erarbeitet werden, die für die lexikologische und lexikographische Beschreibung dienen kann.“ (S. 11)

Die Arbeit besteht aus einer Einleitung, vier Hauptkapiteln und einer Zusammenfassung. Das erste Kapitel (S. 13-32) ist der Valenztheorie gewidmet, da sie neben der Tiefenkasustheorie einen relevanten Ansatz für die Verbbeschreibung darstellt. Zunächst präsentiert die Autorin den Weg, den die Sprachwissenschaft von der Annahme der Gleichwertigkeit der Nominalgruppe und der Verbalgruppe bis zur Überzeugung von der Vorrangstellung des Prädikats im Satz gegangen ist. Dabei beruft sich Łyp-Bielecka u. a. auf Vertreter der antiken Logik, auf Adelung (1782), Becker (1872), Engelen (1892) sowie auf Linguisten, die in ihren Arbeiten erste Ansätze zu einer Valenztheorie formuliert und die traditionelle Überbe-

wertung der Rolle des Subjekts im Satz überwunden haben, z.B. Meiner (1781), Noreen (1923), Amman (1925) und Tesnière (1953), der als Begründer der Valenztheorie gilt. Danach stellt die Autorin die Anfänge und die Entwicklung der Valenztheorie dar – auch die polnische Sprachwissenschaft wird dabei berücksichtigt –, um sich anschließend auf die ‚Gretchenfrage der Valenztheorie‘ zu konzentrieren. Einem der umstrittensten Probleme der Valenztheorie, nämlich der Unterscheidung zwischen den im Satz obligatorisch oder fakultativ zu realisierenden Ergänzungen des Verbs einerseits und den freien Angaben andererseits, widmet Łyp-Bielecka zwei Unterkapitel, in denen sie sachkundig die diesbezügliche Literatur referiert und sehr detailliert diverse Tests zur Unterscheidung zwischen obligatorischen/fakultativen Ergänzungen und freien Angaben (von Eroms 1981, Brinker 1972, Helbig 1982, 1985, 1991, Storrer 1992 u. a.) bespricht.

Das zweite Kapitel „Die Gliederung des Verbbestandes vor dem Hintergrund einer Sachverhaltstypologie“ (S. 33-59) enthält neben der Darstellung der Verbklassifikation nach sog. Bedeutungsgruppen und der Überlegungen Patzigs zum Verhältnis zwischen Satz und Sachverhalt einen Überblick über die wichtigsten Verb- und Sachverhaltstypologien. Die Autorin referiert mehrere Klassifizierungsvorschläge, sowohl die älteren, z.B. von Brinkmann (1950), Glinz (1961) und Vendler (1967), als auch die neueren von Ballmer/Brennenstuhl (1986), Engel (1996) u. a. Der Übersicht kann man entnehmen, dass die in den erwähnten Arbeiten angewendeten Kriterien oft zu unscharf sind, als dass man mit ihnen eine widerspruchsfreie Verb- bzw. Sachverhaltstypologie entwickeln könnte (S. 46). Daher konzentriert sich Łyp-Bielecka im Folgenden

auf die Überprüfung und Präzisierung der Begriffe der Handlung und der Tätigkeit, da diese für die Erfassung der semantisch-syntaktischen Eigenschaften der analysierten Verben von besonderer Relevanz sind. Sie charakterisiert die philosophischen (Wright 1963, Goldmann 1970, Davidson 1971, Chisholm 1971, Kenny 1971) und linguistischen (Brennenstuhl 1975, Kummer 1975, Pleines 1976) Konzeptionen und geht dabei vor allem auf die ihnen zugrunde liegenden Kriterien der Unterscheidung zwischen Handlung und Tätigkeit ein. Anschließend entwickelt Łyp-Bielecka einen eigenen Vorschlag zur Abgrenzung beider Sachverhaltstypen. So will sie „Handlungen und Tätigkeiten als von Zuständen verschiedene dynamische Prozesse ansehen, die im Unterschied zu letzteren kontrolliert verlaufen, d.h. menschliches, bewusstes Tun darstellen. Der Unterschied zwischen den Handlungen und Tätigkeiten soll in ihrer Gerichtetheit (Telizität) liegen: Handlungen haben also das Merkmal [+zielgerichtet], d.h. sind als ein menschliches Tun definierbar, das bewusst und gerichtet ist“ (S. 54). Dabei können Handlungen entweder sozial- oder objektgerichtet sein. Im ersten Fall ist das von der Handlung betroffene Patiens eine Person/Personengruppe oder eine Institution, im zweiten handelt es sich um Gegenstände, Orte etc. Da aber nicht nur das Vorkommen und die Beschaffenheit der Objektgröße für die Sachverhaltskonstitution im Satz entscheidend ist, wird im letzten Teil des Kapitels die Rolle des zweiten Faktors, nämlich der Subjektgröße, diskutiert.

Das dritte Kapitel „Konstitution und Abgrenzung des Feldes der Verben der Nahrungsaufnahme im Deutschen und im Polnischen“ (S. 61-94) befasst sich zunächst mit der Entstehung und Entwick-

lung der Feldidee und mit Möglichkeiten ihrer Anwendung in der linguistischen Forschung, darunter in konfrontativen Untersuchungen, in der Erstellung von maschinellen Wörterbüchern sowie in der Fremdsprachendidaktik. Danach geht die Autorin zu Arbeiten über, die das Feld der Verben der Nahrungsaufnahme behandeln. Unter den wichtigsten sind hier die Beschreibungen von Agricola (1986), Schumacher (1986) und Schreiber/Sommerfeldt/Starke (1987) zu nennen. Der Bestimmung der semantischen Kasus und der semantischen Merkmale der Verben ist der nächste Teil der Arbeit gewidmet. Aus der von Łyp-Bielecka vorgenommenen Erfassung des Nahrungsaufnahmeprozesses ergibt sich, dass für die Beschreibung der uns interessierenden Verben folgende semantische Kasus relevant sind: Agens, Patiens, Instrument, Medium, Lokativ, Direktiv, Betroffener, Adressat/Partner und Zeit. Diese werden dann im Einzelnen äußerst detailliert betrachtet. Die Problematik der Konstitution des zu beschreibenden Feldes beansprucht zwei Unterkapitel. Zunächst ist die Autorin bemüht, das Feld der Verben der Nahrungsaufnahme von Nachbarfeldern (etwa den Verben, die Essensverarbeitung, Essenszubereitung, Essensenthaltenheit u. v. a. beschreiben) abzugrenzen. Sie bedient sich dabei zahlreicher Belege aus der deutschen und polnischen Sprache, was diese Etappe der Feldkonstitution überzeugend und stichhaltig erscheinen lässt. Im nächsten Schritt wird das Feld in Subfelder unterteilt. Die nach verschiedenen Kriterien (Agens, Instrument usw.) durchgeführte interne Gliederung des Feldes der untersuchten Verben soll die Grundlage für deren Beschreibung bilden.

Das vierte Kapitel „Beschreibung der Verben der Nahrungsaufnahme des Deut-

schens und des Polnischen im Einzelnen“ ist mit über 100 Seiten der umfangreichste Teil der vorliegenden Arbeit. Die Beschreibung der Lexeme verläuft nach folgendem Modell: 1. das Einzelverb und seine Stammformen, 2. die Bedeutungsparaphrase, 3. Angaben zur Sprachschicht des Verbs, 4. Belege, 5. Angaben zur semantischen und syntaktischen Valenz, 6. Die Möglichkeiten der verbalen Wortbildung, 7. Anmerkungen. Als Beispiel kann der Eintrag zu *mahlen* dienen:

1.1.0.1.2. mahlen

1. *mahlen, mahlt, mahlte, gemahlt haben*

2. eine festliche Mahlzeit zu sich nehmen

3. gehoben, veraltet (vor allem von Goethe verwendet)

4. B.: (a) Ein Zimmer, worin man sonst zu mahlen pflegte [...]. (Goethe: Lehrjahre V,12)

5.– s. Vorspann

6. VW: A) n-r. D.: *abend-, mittags-, nachtmahlen*

7. A.: Alle Derivate sind veraltet und selten gebraucht. Sie gehören zur gehobenen Sprachschicht und beziehen sich auf die Aufnahme einer festlichen mittel-, abendlichen Mahlzeit. So wie ihr Basisverb sind sie jedoch in den Wörterbüchern der Gegenwartssprache selten enthalten. Öfter wird das Syntagma *ein Mahl einnehmen/essen/verzehren* verwendet, das auch zur gehobenen Stilschicht gehört.

(b) Der steinerne Tisch, auf dem sie vielleicht im 16. Jahrhundert ihr kärgliches Mahl eingenommen haben mag, [...]. (M. M. 02.12.94)

Die Verben beider Sprachen werden entsprechend der feldinternen Gliederung in zehn Großgruppen geteilt: Mahlzeitverben, allgemeine reflexive Verben der Nahrungsaufnahme, allgemeine nicht-re-

flexive Verben der Nahrungsaufnahme, phasenbezogene Verben der Nahrungsaufnahme, allgemeine Verben des Essens, phasenbezogene Verben des Essens, allgemeine Verben des Trinkens, phasenbezogene Verben des Trinkens, Verben des Alkohol-Trinkens, Verben tierischer Nahrungsaufnahme. Innerhalb der Großgruppen werden die Lexeme kleineren Subklassen zugeordnet. So zerfällt die Gruppe der Mahlzeitverben in „Mahlzeitverben, die die Aufnahme von Mahlzeiten ohne Bezug auf die Tageszeit darstellen“ (hierzu gehören Verben wie *bankettieren, mahlen, picknicken, prassen, snacken, speisen, tafeln; bankietować, biesiadować, przekąsząć/przekąsić*) und in „Mahlzeitverben, die die NA mit Bezug auf konkrete Tageszeit darstellen“ mit Verben wie *brunchen, dinieren, frühstücken, soupieren; obiad(owa)ć, śniadać, wieczerzać*. Insgesamt werden in der Arbeit 212 deutsche Verben (darunter 111 Lexeme zum Subfeld der Verben des Alkohol-Trinkens) und 215 polnische Verben (darunter 121 Verben des Alkohol-Trinkens) ausführlich beschrieben. Der detaillierten Darstellung der Einzellexeme folgen allgemeine Bemerkungen zu den deutschen und polnischen Verben der Nahrungsaufnahme. Die Autorin geht hier auf die relevanten Ähnlichkeiten und Unterschiede in der Lexemverteilung innerhalb des Feldes, die Regularitäten der verbalen präfixoidalen Wortbildung und die Stilschichtzugehörigkeit der un-

tersuchten Verben ein. Łyp-Bielecka konzentriert sich gerade auf diese Probleme, weil sie für die Fremdsprachendidaktik und Translatorik von Belang sind. Ihre Erfassung kann „[...] den vor allem auf Interferenzen beruhenden Fehlern im Bereich der Wortkombinatorik sowohl hinsichtlich der semantischen Verträglichkeit zwischen den jeweiligen innerhalb eines Satzes erscheinenden Lexemen als auch bezüglich der stilistischen Kohärenz des ganzen Textes vorbeugen [...]“ (S. 203).

Den fünften Teil der Monographie bildet eine zweiteilige Zusammenfassung, die abschließende Bemerkungen zur Verbbeschreibung sowie zum analysierten Feld enthält. Listen der beschriebenen Verben beider Sprachen, Quellenverzeichnisse und umfangreiche Angaben zur Sekundärliteratur runden die Studie ab. Die Arbeit von Łyp-Bielecka stellt einen wichtigen Beitrag zur kontrastiven Verbbeschreibung dar. Besonders wertvoll ist die Beschreibung der Verben des im Titel genannten Feldes. Sie liefert umfangreiches Material für weitere lexikologische und lexikographische Untersuchungen, darüber hinaus kann sie effektiv im Bereich der Fremdsprachendidaktik und der Translatorik eingesetzt werden. Das Buch ist jedem zu empfehlen, der an Valenztheorie, Verbsemantik und Onomasiologie interessiert ist.

Monika Bielińska, Sosnowiec

STEINITZ, KLAUS / KASCHUBA, WOLFGANG (eds.) (2006): Wolfgang Steinitz – Ich hatte unwahrscheinliches Glück. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik. Berlin: Karl Dietz Verlag. 383 S.

Der Wissenschaftler, zu dessen hundertjährigem Jubiläum dieser Band erschien, wird von den Herausgebern im Vorwort des Bandes so vorgestellt: „Wolfgang Steinitz; 1905–1967: Finnougrist, Volks-

kundler, Verfasser zahlreicher sprachwissenschaftlicher Arbeiten, auch eines bekannten Russisch-Lehrbuchs und der berühmt gewordenen Sammlung *Deutsche Volkslieder demokratischen Cha-*

rakters aus sechs Jahrhunderten, Vizepräsident der Akademie und in vielen anderen wissenschaftspolitischen Funktionen aktiv.“ Diese kurze Charakteristik lässt schon die Vielseitigkeit des Gefeierten erkennen, erklärt jedoch noch nicht, warum sich „[...] so viele, auch jüngere Menschen, Sprachwissenschaftler, Volkskundler, Soziologen, Historiker, Wissenschaftshistoriker, Freunde der Volksmusik und andere Interessenten aus Anlass seines 100. Geburtstages 2005 zusammenfinden.“ Beim Lesen der einzelnen Beiträge erfährt man Genaueres über den Menschen und Wissenschaftler Wolfgang Steinitz. Die Aufsätze des Bandes, die auf Vorträgen zu Gedenkfeiern für Wolfgang Steinitz beruhen, „[...] wollen bisher vorgelegte Ergebnisse der ‚Steinitz-Forschung‘ kritisch weiterführen und neue Wertungen zur Diskussion stellen“. Der Band bemüht sich um ein differenziertes Gesamtbild von Wolfgang Steinitz und will deutlich machen, dass „[...] das Nachdenken über eine ganze Generation linker Remigranten nach 1945 [...] noch lange nicht abgeschlossen ist“. Der erste Teil, „Versuch eines Gesamtbildes“, enthält drei Beiträge.

JAN PETERS beschreibt *Wolfgang Steinitz' Weg als politischer Wissenschaftler* (S. 9-62). Der Autor, Neffe des Gefeierten, stützt sich auf Forschungsergebnisse und auf persönliche Erinnerungen. Steinitz wurde schon 1918 Mitglied der links-pazifistisch orientierten Freideutschen Jugend, die für eine Demokratisierung des Schulwesens eintrat. Die demokratische Wende nach 1918 und der für die Freideutsche Jugend charakteristische Respekt vor anderen Völkern und Kulturen dürften „[...] maßgeblich zur völkerkundlichen Blickrichtung des jugendbewegten Anwaltsohns beigetragen haben“ (S. 14). 1925 bekam er am Ungarischen Institut der Berliner Universität eine Assistentenstelle, wo er seinen Lehrer Ernst Lewy

kennenlernte. Reisen führten ihn nach Finnland, Estland und Ungarn. In seinem ersten wissenschaftlichen Artikel (für die Zeitschrift *Die Friedenswarte*) über *Naturvölker und Kulturvölker* erkannte er: „Es gibt keine primitiven Völker.“ 1927 trat er (nach kurzer Mitgliedschaft in der SPD) der KPD bei. 1930 heiratete er; seine Frau Inge hatte Einfluss auf seine Entscheidung, KPD-Mitglied zu werden, redete ihm aber ein professionelles Politleben aus. Die Emigration in die Sowjetunion nach der Entlassung aus der Universität „aus rassistischen Gründen“ 1934 ermöglichte ihm die lange geplante Expedition zu den Ostjaken und Wogulen, finnougriischen Völkern in Westsibirien. Nach der verweigerten Visaverlängerung in der Sowjetunion fand Steinitz 1937 mit seiner Familie dank Bürgerschaft durch Verwandte in Schweden Zuflucht. Durch den Druck der Nazis auf Schweden war den Emigranten politische Betätigung verboten und eine Universitätsanstellung zunächst nicht möglich. Erst das Vorrücken der Roten Armee erleichterte die Lage der Familie. Die Rückkehr nach Berlin nach Kriegsende brachte neben Ämtern und Würden die Erfüllung von Steinitz' politischen und wissenschaftlichen Träumen, aber auch neue Gefahren: Wiederholt drängten seine Genossen ihn, sich nicht aus der „ideologischen Arbeit“ herauszuhalten. Die noch unverkrusteten Strukturen der ersten Nachkriegsjahre ermöglichten ihm eine segensreiche wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit, z. B. bei der Umgestaltung der Berliner Universität. Zu Beginn der 50er Jahre „[...] traten dann gegensätzliche Konzepte zwischen den selbstlosen Erneuerern und den selbstbezogenen Macht- und Anpassungsmenschen offen zutage“ (S. 42). Steinitz, der personalpolitische Entscheidungen primär von wissenschaftlichen Leistungen abhängig machte, wurde vom SED-Apparat dauernd kritisiert. Dabei

leistete er Unglaubliches: Er war Professor an der Humboldt-Universität, Dekan der Philosophischen Fakultät, Vizepräsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Direktor des Instituts für deutsche Volkskunde – um nur die wichtigsten Funktionen zu nennen (S. 46). Als ‚der Kümmerer‘ bekannt, war er stets bemüht, jungen Wissenschaftlern zu helfen. Aufreibend war sein Eintreten für wichtige, von ihm initiierte akademische Einrichtungen wie die Arbeitsstelle für strukturelle Grammatik. Dadurch war er physisch und psychisch überfordert. Durch Krankheit und Aufregungen geschwächt, verstarb Wolfgang Steinitz schon mit 62 Jahren. „Er war mutig vor dem Feind und mutig vor dem Freund, und das letztere ist das schwierigere“, sagte Jürgen Kuczynski an seinem Grabe. EWALD LANG würdigt in *Biographische Kohärenz in der Wechselwirkung von Philologie und (R-)Emi-gration* (S. 63-91) – einem Nachdruck von LANG (2005) – Steinitz als Person und Wissenschaftler. Der Autor verweist auf den heute noch in mehreren Standardwerken – so im *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* – sichtbaren Einfluss von Steinitz und auf dessen wichtige wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit, vor allem in der Neuorientierung der deutschen Volkskunde und der Gründung der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik (1961-1973) an der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Steinitz vollzog die Verbindung von traditioneller Philologie mit der modernen theoretischen Linguistik und mit interdisziplinären Impulsen. Das in der Familie gepflegte soziale Engagement bestimmt nach LANG weitgehend die Wahl des Studienfachs Finno-Ugristik: „Über die alten Sprachen kann man noch in Jahrhunderten Forschungen anstellen, die primitiven Völker und Sprachen aber sind in 100 Jahren ausgerottet [...]. Wir müssen jetzt noch retten und sammeln, was wir kön-

nen“, schreibt Steinitz in einem Brief an die Eltern vom 27.5.1923 (im Anhang, Anlage 2, S. 320f., abgedruckt). Dass sich Wolfgang Steinitz’ Interesse speziell auf die finnougri-schen Völker richtet, ist nach Lang dem Einfluss von Ernst Lewy geschuldet, der auch seine Dissertation über den Parallelismus in der finnisch-karelischen Volksdichtung anregte.² Im Vorwort zur Druckfassung (Helsinki 1934) charakterisiert Steinitz seine Studie als eine „Grammatik des Parallelismus“. Er hat später die aus den Kalevala-Texten gewonnenen Kriterien auf von ihm ausgezeichnete ostjakische und wogulische Lieder angewandt und andere Arbeiten zum Parallelismus angeregt. Steinitz’ Auffassung des Parallelismus setzt dessen Verankerung in der menschlichen Kognition voraus, weshalb dieses Phänomen später in der Psycholinguistik behandelt wurde: „Parallelismus resultiert aus einem in der Sprachverarbeitung angelegten Ökonomieprinzip“, sagt LANG (2005:74), unter Berufung auf LEVELT (1989). In Abschnitt 4. würdigt LANG (S. 75f.) die Verdienste von Steinitz um Sprache und Kultur des westsibirischen Volks der Ostjaken (nach ihrer Selbstbezeichnung ‚Chanty‘). Steinitz erhielt 1935 eine Professur am Leningrader Institut für Nordvölker, die ihm aber im Oktober 1935 wieder entzogen wurde, weil er die Alphabetisierung des Ostjakischen – einem Dekret von Lenin 1919 folgend – auf Grundlage des lateinischen Alphabets vorgeschlagen hatte, während Stalin 1935 plötzlich anordnete, die Sprachen der nichtrussischen Minderheiten kyrillisch zu verschriften. Nach seiner Rückkehr nach (Ost-)Deutschland baut Steinitz 1946 die universitäre Finnougristik mit Ostjakisch als Schwerpunkt aus (S. 79). Im 5. Abschnitt würdigt LANG (S. 84-88) Steinitz’ Verdienste um Germanistik und Volkskunde. Das sechsbändige, 1961-1977 erschienene *Wörterbuch der deut-*

schen Gegenwartssprache (WDG) von KLAPPENBACH / STEINITZ ist das erste synchron angelegte Wörterbuch des Deutschen im 20. Jahrhundert mit ca. 100.000 Lemmata, das auch regionale und stilistische Varietäten sowie grammatische Angaben enthält.³ Die von Steinitz geschaffene Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik wandte als erste die von Noam Chomsky inaugurierte Generative Grammatik in Deutschland an, noch bevor diese Hauptrichtung der Gegenwarts-Linguistik in der Bundesrepublik Fuß fasste (vgl. CLÉMENT / GRUNIG 1972; BIERWISCH 1990). Zur Erneuerung der völkisch geprägten Volkskunde hat Steinitz intensiv beigetragen, indem er an demokratische Traditionen anknüpfte. Der Beitrag von Lang deckt Zusammenhänge zwischen Steinitz' wissenschaftlicher Tätigkeit, seiner Herkunft aus einer liberalen jüdischen Familie, seinem politischen Umfeld und der ihm durch Lewy vermittelten Philologie-Tradition auf. HELMUT STEINER sieht in *Ein Intellektueller im Widerstreit mit der Macht* (S. 92-107) Steinitz neben Robert Havemann, Jürgen Kuczynski, Georg Klaus, Wolfgang Harich u. a. als Wegbereiter für einen antifaschistischen, demokratischen und sozialistischen Neubeginn im Osten Deutschlands nach 1945. Steinitz' 100. Geburtstag biete Gelegenheit, ihn in das „kollektive Gedächtnis“ der gesellschaftlichen Öffentlichkeit „[...] über diese Avantgarde des Neubeginns nach 1945 aufzunehmen und zu ehren“. Die Kulminationsphase in den 50er Jahren mit Steinitz' Wahl zum Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften und zum Mitglied des Zentralkomitees der SED war gleichzeitig die Phase bitterster Enttäuschungen: Einerseits agierte er engagiert an herausgehobener Stelle der Akademie, andererseits wurde er von führenden Genossen seiner Partei zunehmend bevormundet und gedemütigt.⁴ Im Einzelnen schildert

der Verfasser das (in §2 seines Beitrags) anhand von Steinitz' (im Anhang als Anlage 3 und 4 abgedruckten) Reden auf Plenartagungen, die nicht einmal auszugsweise publiziert wurden. Steinitz kritisierte offen die Bevormundung bürgerlicher Professoren durch Parteifunktionäre als „mangelnden Demokratismus“. Ebenso wandte er sich gegen die Unterdrückung „[...] einer freien Meinungsäußerung von hochqualifizierten und der Partei wirklich verbundenen, verantwortlichen Genossen Wissenschaftler“ (S. 98). Im Schlusswort zum 35. ZK-Plenum 1958 bezog Ulbricht explizit Steinitz in seine ‚Revisionismus‘-Kritik ein. Steinitz wurde auf dem V. SED-Parteitag 1958 nicht wieder als ZK-Mitglied berufen. In seinen Schlussbemerkungen hebt der Verfasser hervor, dass es für Steinitz – wie auch für andere Vertreter der intellektuellen Avantgarde des ostdeutschen Neubeginns – einen tiefen Konflikt gab „[...] zwischen ihrer Identifikation mit der neuen Macht einerseits und verschiedenen Funktionsträgern dieser neuen Macht andererseits“ (S. 107).

Der zweite Teil des Bandes, „Umstrukturierung der Slawistik“, enthält zwei Beiträge. FRIEDHILDE KRAUSE schildert den *Neubeginn der Slawistik an der Berliner Universität* (S. 108-121). Am 29.1.1946 wurde in einem Festakt im Admiralspalast die noch stark zerstörte Friedrich-Wilhelms-Universität (1949 in Humboldt-Universität umbenannt) mit zunächst sieben Fakultäten wiedereröffnet. Die Slawistik spielte bei der Erneuerung der Universität wegen der (speziell an die Russistik) gestellten Anforderungen eine wichtige Rolle. Der am 18.1. aus dem schwedischen Exil zurückgekehrte Steinitz wurde zum Inhaber des Lehrstuhls für Finnougristik berufen, erwarb jedoch gleichzeitig ein bleibendes Verdienst bei der wissenschaftlichen Fundierung des Russischunterrichts. In einem Fach, das

ganz auf historisch-vergleichende Sprachforschung konzentriert war, schuf er Voraussetzungen für die Vermittlung des modernen Russisch an Schulen und Hochschulen. So gab er einen Kurs *Russisch für Fortgeschrittene* und Texteditionen in der Reihe *Neue Russische Bibliothek* heraus sowie die Monographien *Die russische Konjugation* (1948) und *Die russische Lautlehre* (1953). Die ‚Steinitz-sche Transkription‘ wurde im Presse- und Verlagswesen benutzt, während im wissenschaftlichen Bereich die ‚wissenschaftliche Transkription‘ überdauerte. Organisatorisch unterstützte Steinitz ab 1946 das Slawische Institut als Sekretär der Kommission für den Russischunterricht (Vorsitz: Max Vasmer). Durch einen Sonderlehrgang für Slawistik (1950-1951) und die Organisation eines Internationalen Slawistenkongresses im November 1954 öffnete Steinitz dem wissenschaftlichen Nachwuchs Berufsmöglichkeiten. LANG beschreibt in *Russisches Lehrbuch: eine Reminiszenz* (S. 122-131) das bereits im schwedischen Exil entstandene und in Berlin im April 1945 auf Deutsch erschienene *Russische Lehrbuch* von Steinitz, das der ersten Generation deutscher Schüler und Studenten – darunter auch dem Schreiber dieser Zeilen – den Einstieg ins Russische ermöglichte. Zur Überwindung der Scheu vor der kyrillischen Schrift vermittelt Steinitz didaktisch geschickt das russische Alphabet als schrittweise Erweiterung des vom Deutschen her Bekannten. Die verständliche Darstellung und die aufs Wesentliche reduzierte Grammatikunterweisung begründen den Erfolg des Buchs: „Man kam mit 26 Lektionen von Null bis zur relativen Beherrschung“, zitiert der Verfasser einen Didaktiker vom Verlag Volk und Wissen (S. 130). Der dritte Teil, „Neuorientierung der deutschen Volkskunde“, ist mit 5 Beiträgen recht umfangreich. HERMANN STRO-

BACH charakterisiert Steinitz als *Gründer und Leiter des Akademieinstituts für deutsche Volkskunde* (S. 132-144). Er rühmt die „[...] ungewöhnliche Vielseitigkeit in Werk, Wirken und Wirkung dieses außerordentlichen Gelehrten und Menschen“ (S. 132), für den die Volkskunde nur eine Facette unter vielen war, die in ihren Inhalten und Zielen immer „verbunden mit der Gesamtheit seines Denkens und seiner Tätigkeiten gesehen werden muß“. Der vom Plenum der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1938 zum ordentlichen Mitglied gewählte Volkskundler Adolf Spamer wurde vom nationalsozialistischen Reichsministerium für Wissenschaft nicht bestätigt. Erst 1946 bestätigte die Deutsche Akademie der Wissenschaften (Nachfolgerin der Preußischen Akademie) Spamer und übergab ihm die Leitung der Kommission für Volkskunde. 1951 übernahm Steinitz die Leitung der Kommission, die 1953 in das „Institut für deutsche Volkskunde“ umgewandelt wurde, dem später die Forschungsstellen in Dresden und Rostock angegliedert wurden. Die Zahl der Mitarbeiter wurde erweitert; es entstand ein vielseitig ausgebildetes Forschungsteam. Aufbauend auf seinen Erkenntnissen als vergleichender Sprachforscher und Ethnograph außereuropäischer Völker setzte Steinitz der Auffassung von einer rückständigen primitiven Unterschicht und der rassistischen Theorie von Herrenvölkern und Primitiven eine humanistische, völkerverbindende Aufgabe der Volkskunde entgegen. Die mit rassistischen und chauvinistischen Thesen begründete Trennung von Völkerkunde und deutscher Volkskunde wies Steinitz zurück. Mit seinem zweibändigen Werk *Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten* trug er zur praktischen Umsetzung der Forderung nach Herausarbeitung demokratischer Traditionen in der Volksdichtung bei. Die 299 Lieder sind beredte

Zeugnisse der sozialen Anklage von den Bauernkriegen im 15. und 16. Jahrhundert bis zum Widerstand gegen den Faschismus in Deutschland. Steinitz' undogmatische Haltung beschreibt Strobach anhand eigener Erfahrungen: Er hatte in einem Aufsatz Lenins ‚Zwei-Kulturen-Theorie‘ (die in der DDR die herrschende Meinung bildete) kritisiert und wurde von Steinitz ermuntert, seine Hauptthesen zur Feier des 10. Jahrestags des Volkskunde-Instituts 1963 vorzutragen.⁵ Steinitz' plötzlicher Tod 1967 raubte den Mitarbeitern nicht nur den einflussreichen Mentor, sondern auch den wichtigsten Vertreter ihrer Interessen: 1969 wurde das Volkskunde-Institut aufgelöst und in das Zentralinstitut für Geschichte eingegliedert. Eine Zeit der Bevormundung und Einengung begann, von der sich die Volkskunde erst allmählich erholte. WOLFGANG JACOBET betont im Beitrag *Die Neuorientierung der deutschen Volkskunde* (S. 145-153), dass es Steinitz eher um eine gesamtdeutsche Volkskunde (mit Kontakten zu westdeutschen Fachvertretern) als um eine DDR-Volkskunde ging. Steinitz beteiligte sich an der Gründung des Instituts für Völkerkunde und deutsche Volkskunde an der Humboldt-Universität und des Instituts für sorbische Volksforschung in Bautzen (Direktor: Paul Nowotny). Steinitz' intensiver Betreuung der Mitarbeiter am Institut sind die über 50-bändige Publikationsreihe und das bis 1967 halbjährlich erscheinende *Deutsche Jahrbuch für Volkskunde* zu verdanken. Er schuf zudem eine Abteilung „Arbeit und Wirtschaft“ am Akademieinstitut, die z.B. Arbeitsgeräte in Landwirtschaft und Fischerei erfasste und ein Bildarchiv mit ca. 15.000 Photographien schuf, das an der Humboldt-Universität für die Ausbildung der Studierenden genutzt wird. Interessanterweise fand an der Universität Tübingen durch die Tätigkeit des Volkskundlers Hermann Bausinger ebenfalls

eine demokratische Neukonzeption der Volkskunde statt, zunächst unabhängig von Steinitz, doch kam es bald zu einer Annäherung, so dass noch kurz vor Steinitz' Tod gesamtdeutsche Bemühungen in diesem wichtigen Forschungsbereich zu verzeichnen sind. UTE MOHRMANN betont in *Volkskunst – die Basiskultur von gestern* (S. 154-171), dass es Steinitz wie auch dem sorbischen Volkskundler Paul Nedo, mit dem er eng zusammenarbeitete, um die Erforschung der Volkskultur als Teil des nationalen Kulturerbes ging (STEINITZ 1955). Er zeichnete viele Lieder der älteren Arbeitergeneration auf – darunter auch solche von Streikkämpfen – und förderte die Sammelarbeit in Betrieben und Volkskunstgruppen. Das engagierte Institutsteam, das er herangezogen hatte, arbeitete an seinem Hauptwerk *Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters* mit (s. WOLFF, im gleichen Band). Steinitz beklagte, dass in der Partei nationale Volkstraditionen unterschätzt wurden. Erst durch Auftritte sowjetischer Chöre und Volkstanzensembles, die breite Bevölkerungsschichten beeindruckten, besserte sich die offizielle Einstellung zur Volkskunst, und es entstanden viele Volkskunstensembles. Steinitz übersah jedoch nicht Verfälschungen mancher Kulturfunktionäre. So setzte die ‚Formalismus-Diskussion‘ – die sich gegen „Dekadenz und Formalismus“ in der Kultur richtete – der modernen Kunst einen ‚volksnahen Realismus‘ entgegen: Die *Tägliche Rundschau* vom 23.2.1950 brachte den Artikel *Gegen Boogie-Woogie – für klassische und für Volksmusik*. In der DDR kam es – teilweise aus politischen Gründen – zu keiner Neuauflage von Steinitz' Hauptwerk, doch gab Hermann Strobach 1973 eine gekürzte Taschenbuchausgabe heraus. 1979 erschien eine Originalausgabe in Westberlin. In der BRD gehörte nach Beginn der 1968er Studentenbewegung der „neue Folkloris-

mus“ mit den Steinitzchen und anderen Arbeiterliedern zum Repertoire der Studenten- und Friedensbewegung (S. 167). JÜRGEN B. WOLFF würdigt Steinitz' Hauptwerk in seinem Beitrag *DER GROSSE STEINITZ – Mensch und Mythos* (S. 172-178). Er beschreibt, wie er als junger DDR-Bürger in den 70er Jahren mit der von Irland aus sich über Westdeutschland langsam ostwärts ausbreitenden ‚Folksmusik‘ konfrontiert wurde und davon begeistert war.⁶ Die „Hobby-Iren“, zu denen der Verfasser gehörte, erkannten bald, „[...] dass sie zur deutschen Volksmusik konvertieren mussten“ (S. 172). Nach längerer Suche stieß er auf den „großen Steinitz“ in der Westberliner Ausgabe von 1979 (vgl. MOHRMANN), der ihm die Augen öffnete für revolutionäre Volkslied-Traditionen, von denen er bis dahin nichts wusste. Der Verfasser schildert den „Steinitz“ (S. 174): „Er gab der Szene in West und Ost ein verwertbares Repertoire, historisch glänzend aufbereitet, akrobatisch gratwandernd zwischen den ideologischen Fronten [...]. Ihre objektive, humanistische Sicht auf den Gegenstand vermochte aufgeklärte Geister in West und Ost gleichermaßen zu überzeugen.“ KATRIN STEINITZ skizziert (S. 179-180) in „[...] auf freiem Grund mit freiem Folke stehn – Steinitz auf dem Rudolstädter Folk-Festival 2005“ das „größte deutsche Weltmusik-Festival“. Sie vermerkt, dass Steinitz' Konzept vom Volkslied sich immer wieder überzeugend bestätigt und erwähnt das Symposium „Die Entdeckung des sozialkritischen Liedes“, auf dem die Steinitzsche Volksliedsammlung gewürdigt wurde, die „[...] wie keine andere das deutsch-deutsche Folk-Revival der 70er Jahre geprägt“ habe. Der vierte Teil, „Ostjakologie“, enthält drei Beiträge. ANNA WIDMER hebt in ihrem Beitrag *Am Urquell der modernen Ostjakologie* (S. 181-200) hervor, dass

Steinitz nicht nur innerhalb der Finnougristik mit ihrer großen Bandbreite viele Gebiete abdeckte, sondern darüber hinaus auch das Fach mit anderen human- und sozialwissenschaftlichen Bereichen wie Volkskunde, Ethnologie und Russistik verknüpfte, in einer Zeit, in der Interdisziplinarität noch keineswegs üblich war. Er beherrschte die drei bekanntesten finnougri-schen Sprachen Ungarisch, Finnisch und Estnisch aktiv, dazu andere passiv. Seine Russischkenntnisse erleichterten ihm den Zugang zu den finnougri-schen Sprachen der Sowjetunion. Am intensivsten widmete er sich der Sprache der Ostjaken (Chanten) und der Wogulen (Mansen), den zwei mit dem Ungarischen am nächsten verwandten Sprachen. Die beiden Ethnien leben in Nordwestsibirien im Zuflussgebiet des Ob und werden daher obugrische Völker genannt. Steinitz ist eine Einteilung der Dialektgruppen nach stichhaltigen wissenschaftlichen Kriterien zu verdanken, bei der er sich auf lautliche, morphologische und lexikographische Kriterien stützte. Die geistige und materielle Kultur der obugrischen Völker ist – unabhängig von Sprach- und Dialektgrenzen – relativ einheitlich. Von den (1989) insgesamt ca. 33.000 Sprechern machen die Ostjaken (Chanten) etwa drei Viertel, die Wogulen ein Viertel aus. Die Sprachkompetenz hat jedoch innerhalb von 50 Jahren drastisch abgenommen, vor allem durch die Ausbreitung des Russischen in den Städten. Nach anfänglicher Erstar-kung des Nationalgefühls in den ersten Jahren nach der Revolution folgten bald Repressionen von Seiten der Sowjet-macht, die zu einer Schwächung des Nationalgefühls führten. So trägt die ausschließliche in russischer Sprache stattfindende Schul- und Hochschulausbildung zum Prestigeverlust der Muttersprache bei. Den Vertretern der Minderheiten wird vermittelt, dass ihre Sprachen keine Kultursprachen seien.⁷ Nur in der Grund-

schule wird die Muttersprache als eigenes Fach unterrichtet – sofern eine geeignete Lehrkraft vorhanden ist. Dazu kommen die rücksichtslose Erschließung von Öl und Gas und die zwangsweise Umsiedlung ganzer chantischer und mansischer Dörfer. Nur noch 10% wohnen in ländlichen Siedlungsgebieten. LISELOTTE HARTUNG (S. 201–204) und BRIGITTE SCHULZE (S. 205–206) tragen *Erinnerungen an Wolfgang Steinitz* bei, berichten über Rat und Hilfe, die sie von ihrem Universitätslehrer erfahren haben, von der Vielfalt seines Könnens, seiner Umsicht und der Breite seines wissenschaftlichen Einsatzes. Einen ganzen Arbeitstag besprach er jede Woche mit Mitarbeitern und Studenten deren wöchentlich erbrachte Leistungen. Gerühmt wird sein gutes Gespür dafür, „Fähigkeiten [...] zu erkennen und zu entwickeln“.

Der fünfte Teil, „Das Wirken an der Akademie“, enthält drei Beiträge: Peter Nötzoldt berichtet in *Tradition und Erneuerung – Wissenschaftspolitiker und -organisator* (S. 207–239) über die wissenschaftsorganisatorische Tätigkeit von Steinitz, insbesondere dessen Wirken als Vizepräsident der Deutschen Akademie der Wissenschaften (DAW) zu Berlin (von 1954 bis 1963). Steinitz' Haltung in seinem schwierigen Amt wird treffend in folgender Passage charakterisiert: „Spätestens von 1953 an mit einigen Vertretern der Parteiführung im Konflikt [...], wurde sein Engagement immer schwieriger. Steinitz blieb trotzdem seinen kommunistischen Idealen ebenso treu wie seinen Prinzipien für eine gerechte Bewertung der wissenschaftlichen Arbeit bürgerlicher Wissenschaftler, was ein besonderes Vertrauensverhältnis zu einigen von ihnen bewirkte.“ (S. 207)

Die DAW veränderte sich zwischen 1946 und Steinitz' Tod 1967 grundlegend (vgl. hierzu auch NÖTZOLDT 2002). Angewandte Wissenschaften wie Technik,

Medizin und Landwirtschaft wurden seit 1949 verstärkt einbezogen. Von einem ‚Kleinbetrieb wissenschaftlicher Produktion‘ mit 91 Wissenschaftlern (1946) wurde die DAW zu einer Großorganisation der Forschung mit (1966) 3.135 Wissenschaftlern.⁸ Auch inhaltlich veränderte sich einiges: Während die DAW unter der sowjetischen Besatzungsmacht und in der Anfangsphase der DDR zunächst als „gesamtdeutsche Klammer“ fungierte, galt sie Ende der 60er Jahre als Bestandteil „eines eigenständigen sozialistischen Staates deutscher Nation“ (S. 208).⁹ Trotz seines Parteauftrags als Mitglied der „ZK-Kommission zur Überprüfung und Reorganisation der Akademie“ war Steinitz bemüht, „[...] sich niemals als Politiker in die Wissenschaft einzumischen“ (S. 212). Auch scheute er sich nicht, Fehler anzuprangern. So äußerte er sich anlässlich der Ereignisse des 17. Juni 1953 besorgt zur Kluft zwischen „unserer Intelligenz und den werktätigen Massen“ (S. 213). Von da an schürte der Parteiapparat ständig Argwohn gegen ihn. Probleme gab es aber auch innerhalb der Akademie selbst, wo der forcierte Ausbau der naturwissenschaftlichen Abteilungen zu Konflikten führte; so gab es Bestrebungen zur Herauslösung der Naturwissenschaftler aus der Akademie, wobei Steinitz das Schlimmste verhindern konnte (S. 223). Immerhin konnte die Akademie sowohl ihre hohe Reputation als auch ihre materielle Fundierung bewahren: Die Akademie verfügte über einen Gesamtetat, der „rund das Dreifache des Etats aller vier Akademien der Bundesrepublik“ betrug (S. 225f.). Am 1952 gegründeten Institut für deutsche Sprache und Literatur der DAW stieg die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter von 53 bis 1959 auf 132 (S. 226). Steinitz bemühte sich insbesondere, die Zusammenarbeit der deutschen Wissenschaftsakademien zu fördern, was durch den Bau der Mauer

1961 sehr erschwert wurde. Die DAW sollte den Charakter einer sozialistischen Akademie erhalten. Dafür sah das ZK Steinitz nicht als geeignet an und löste ihn (nachdem er 1958 aus dem ZK der SED ausgeschieden war) als Vizepräsident der DAW ab. Doch engagierte er sich weiterhin, so beim Protest gegen die Entlassung von Robert Havemann. GÜNTER WIRTH beschäftigt sich mit dem Thema *Im Dialog und um Verständnis bemüht – Wolfgang Steinitz und sein Verhältnis zu bürgerlichen Gelehrten* (S. 240-247). Er beschreibt, wie Steinitz dem jüdischen Klassischen Philologen Ernst Grumach in einem schweren Konflikt mit der Akademieleitung half und erreichte, dass „[...] er den schöpferischen zehn Jahren von Grumachs Tätigkeit in der Akademie der Wissenschaften einen relativ versöhnlichen Abschluss geben konnte“ (S. 246). MANFRED BIERWISCH schildert (S. 248-265) seine langjährigen Erfahrungen mit dem Jubilar in *Theorie und Praxis, Politik und Realität*. Er fügt aus persönlicher Erinnerung „einiges zu den vielen Seiten, Meriten und Fragen“ (S. 248) hinzu, „[...] die in anderen Beiträgen [...] gewürdigt worden sind“. Dazu ist die Sicht auf Erinnertes durch die jeweilige Gegenwart bestimmt. In Abschnitt 1 beschreibt der Verfasser, dass Steinitz' Interesse eher konkreten Gegebenheiten als theoretischen Zusammenhängen galt, doch hatte er ein erstaunliches Gespür dafür, wo eine Theorie nötig war. Das bezeugt der Verfasser durch die Arbeit am *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WDG)* und am Projekt „Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik“ (ASG), die beide eminent praktische Erfolge hatten, die aber naturgemäß auch mit großen theoretischen Diskussionen verbunden waren.¹⁰ Beim *WDG* ging es Steinitz beispielsweise um die Systematik der Stilbewertungen statt der gelegentlichen Angabe auffälliger Eigentümlichkeiten.¹¹ Die

große Bedeutung des Besuchs von Roman Jacobson an der DAW, von der vor allem die ASG in vielen Diskussionen mit dem großen Sprachwissenschaftler profitierte, kam auf Einladung von Steinitz zustande, der mit Jacobson befreundet war und uns anhielt, Jacobsons Schriften zu lesen, was uns in jeder Hinsicht zugute kam.¹² Bierwisch (S. 254) schlussfolgert: „So hat Steinitz durch die Schaffung von Freiraum, aber zugleich durch die mit seiner Biographie und mit seinen Verbindungen gegebene Welthaltigkeit wissenschaftliche Entwicklung ermöglicht, die Reglementierung nicht kannte und nicht benötigte.“ Steinitz akzeptierte bei der Betreuung wissenschaftlicher Arbeiten – so auch bei Bierwischs Dissertation – Vorstöße in unvertraute Terrains und unterstützte die Kandidaten bei Konflikten mit traditionell eingestellten Kollegen. Der sechste Teil, „Jüdische Wurzeln“, ist dem familiären Hintergrund von Steinitz gewidmet. Er besteht aus dem Beitrag von Steinitz' Tochter, RENATE STEINITZ (S. 266-309) *Eine deutsche jüdische Familie wird zerstreut*. Die Verfasserin schildert die Problematik der Definition von ‚jüdisch‘ und ‚Judentum‘. Ihr Vater hatte radikal mit der jüdischen Tradition gebrochen, seine Eltern traten 1913 in Breslau aus der jüdischen Gemeinde aus. Andererseits wurde Steinitz 1933 von der Berliner Universität „aus rassischen Gründen“ relegiert, und im schwedischen Exil bezahlte eine jüdische Stiftung seine Assistentenstelle an der Stockholmer Universität. Renate Steinitz nahm erst mit ca. fünfzig Jahren wahr, „[...] wie groß unsere Sippe ist und wie eng die Verwandten [...] über Kontinente hinweg miteinander verbunden sind“ (S. 266). Sie hat nach dem Fall der Berliner Mauer mehrere Familientreffen organisiert, das erste 1998 in Berlin, das zweite 2000 in Jerusalem. Schon das erste Treffen war von einer Atmosphäre der Vertrautheit und Zusam-

mengehörigkeit geprägt. Als „spezifisch jüdisch“ sieht die Verf. (S. 267) an, „[...] dass der soziale Status meiner Vorfahren sich innerhalb von nur drei Generationen radikal veränderte: von Diskriminierung und Isolation der Juden über die mehr oder minder geglückte Assimilation an die deutsche Gesellschaft bis zur Ermordung oder zur Vertreibung in alle Welt.“

Die Schicksale der Steinitz-Familie sieht sie als Fallstudien für die Wege vieler jüdischer Familien. Im 1. Abschnitt schildert sie die Vorfahren. Die Familie kam aus Böhmen, worauf der Name *stanica* („Poststation“) verweist, und wanderte nach Oberschlesien aus. Salomon Steinitz erwarb 1812 die preußische Staatsbürgerschaft (auf Grund des Preußischen Emanzipationsedikts).¹³

Sein Sohn Mosche Laib Steinitz und seine Söhne waren Händler und Handwerker. Die Reichsgründung 1871 brachte Juden freien Zugang zu höheren Schulen und Universitäten. Sigismund Steinitz, Sohn von Mosche Laib, war zwar selbst noch Kohlenhändler, seine drei Söhne Ernst, Walter und Kurt studierten. Kurt, Vater von Wolfgang, wurde ein angesehener Rechtsanwalt in Breslau (s. das schöne Familiefoto S. 275). Der 2. Abschnitt ist der Vertreibung (nach Palästina, England, Neuseeland, in die USA) und dem Neuanfang im Immigrationsland gewidmet, der 3. beschreibt das traurige Los derer, die in Deutschland blieben. Von 22 Mitgliedern der Familie, die kein Aufnahmeland gefunden hatten oder in einem der später besetzten Länder von den Nazis arrestiert und in ein Lager deportiert worden waren, überlebte allein Else Lichtenstein, eine Tante von Wolfgang Steinitz, den Aufenthalt im Lager Theresienstadt, das den Nazis gewissermaßen als Aushängeschild diente. Der 4. Abschnitt beschreibt eindrucksvoll die Rückkehr einiger der Überlebenden in das Nachkriegsdeutsch-

land und Familientreffen mit aus dem Ausland herbeireisenden Verwandten, von denen die Verfasserin eines (in Berlin) organisierte. Die Verfasserin zeigt einen übersichtlichen Stammbaum (S. 310f.), der Mosche Laib und sechs seiner neun Kinder erfasst, und verweist auf weitere Literatur.¹⁴

Der Anhang enthält sechs Anlagen verschiedenster Art: Briefe von Wolfgang Steinitz an die Eltern und an das Politbüro des ZK der SED, Reden¹⁵, Facsimiles von Buchtitelseiten – alle sehr anschaulich und aufschlussreich. Eine Tabelle (S. 377f.) bringt wichtige Lebensdaten von Wolfgang Steinitz, ein Namensregister (S. 379-381) zu wichtigen, im Text behandelten Persönlichkeiten bzw. Familienmitgliedern. Das Autorenverzeichnis enthält Namen, Instituts- und e-mail-Adressen der beteiligten Verfasser. Der Band vermittelt ein sehr lebendiges und facettenreiches Bild von Wolfgang Steinitz.¹⁶ Alle Beiträge zeugen vom großen Engagement der Verfasser und ihrer intensiven Verbundenheit mit Wolfgang Steinitz als Person und Wissenschaftler. Fast alle Beiträge bemühen sich um ein umfassendes Bild des betreffenden Bereichs und beruhen auf gründlichen Recherchen. Sie sind unterschiedlich vom Umfang und Ansatz her; das lässt sich jedoch rechtfertigen durch die Berücksichtigung individueller Vorlieben und das Bemühen, die Person von Wolfgang Steinitz, seine Haltung und Aktivitäten von verschiedenen Blickwinkeln her zu beleuchten. Zu kritisieren habe ich fast nur formale Punkte: Die – sehr übersichtliche – Gliederung des Bandes in Teile findet sich nur im Inhaltsverzeichnis, nicht im Textverlauf (als Zwischenüberschriften). Ein Stichwortverzeichnis wäre wünschenswert gewesen (zumal es ja ein Namensregister gibt). Die Literatur- und Quellenverzeichnisse sind teilweise sehr detailliert (so bei Lang, Mohrmann und Renate Steinitz),

teilweise fehlen sie ganz (so bei Wolff und Katrin Steinitz).

Anmerkungen

¹ Zu verweisen ist auch auf die Biografie von ANNETTE LEO (2005)

² Steinitz hatte im Dezember 1932 die Dissertation eingereicht und die mündliche Prüfung abgelegt. Die Promotion erfolgte zwei Jahre später – da war er schon emigriert – ausnahmsweise in Abwesenheit des Kandidaten.

³ Das WDG ist digitalisiert über die Website der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (www.bbaw.de) zugänglich.

⁴ Der Verfasser verweist auf Zwischenrufe von Walter Ulbricht und Kurt Hager während der Diskussionsbeiträge von Steinitz auf den ZK-Plenartagungen 1955 und 1956.

⁵ Nach Lenin galten kulturelle Zeugnisse der ausgebeuteten Menschen grundsätzlich als progressiv, die der herrschenden Schichten dagegen als reaktionär.

⁶ Ein terminologisches Problem zeigt sich in den Beiträgen von WOLFF und KATHRIN STEINITZ: Neben ‚Volksmusik‘, ‚Ethnomusik‘, ‚Weltmusik‘ finden sich hier auch – offenbar in synonyme Verwendung – ‚Folkmusik‘, ‚Folkszene‘ und ‚World Wide Music‘. Die Anhänger dieser Musik nennt WOLFF meist ‚Folkies‘, aber auch ‚Folkpioniere‘.

⁷ „In den in manchen Regionen obligatorischen Internaten wurden Kinder, die ihre Muttersprache benutzten, sogar mit körperlicher Züchtigung bestraft.“ (S. 183)

⁸ Insgesamt hatte die DAW 1966 12.714 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

⁹ Das Vorhaben, die DAW zur Nationalakademie auszubauen, war nach dem Boykott des Akademiegebäudes 1950 durch die westdeutschen Wissenschaftsinstitutionen gescheitert. Immerhin lebte 1951 die Hälfte der Ordentlichen Mitglie-

der in Westdeutschland und Westberlin, „[...] und zumindest in Steinitz’ Akademieklasse hatte sich auch 1963 daran kaum etwas geändert.“ Auch unterhielten die deutschen Akademien gemeinsame Forschungsprojekte.

¹⁰ „Das WDG wurde Vorbild und Blaupause für alle neuen Großwörterbücher des Deutschen, insbesondere für das später in der Bundesrepublik produzierte Wörterbuch der Mannheimer Duden-Redaktion.“ (S. 250)

¹¹ Dem gegenüber berichtet Bierwisch von einer Periode, wo „[...] die Partei sich auf engstirnig-rechthaberische Weise einmischte und für die Rechtgläubigkeit der Bedeutungsangaben sorgen zu müssen glaubte.“ (S. 250)

¹² Bierwisch bringt ein Faksimile der Titelseiten von JACOBSONS *Shifters, verbal categories, and the Russian Verb* (1957) mit der Widmung „Zur Diskussion in der Arbeitsstelle für Grammatik am Inst. f. deutsche Sprache u. Lit., Deutsche Akademie der Wissenschaften, überreicht vom Verfasser“ (S. 253).

¹³ Dabei mussten sich die Juden verpflichten, die deutsche Sprache zu gebrauchen und ihren Namen nicht zu ändern. Zu Beginn des 19. Jh.s gebrauchte ein deutscher Jude Hebräisch für Gebet und Gelehrsamkeit, Jiddisch für den Alltag und die Volksliteratur und Deutsch für den Umgang mit Nichtjuden. Gegen Ende des 19. Jh. wurde Jiddisch nur noch von den Ärmeren gesprochen, Gebildete sprachen Deutsch.

¹⁴ Die einzelnen Familienmitglieder wurden der besseren Verweisbarkeit wegen mit Kennziffern versehen.

¹⁵ Es handelt sich um Reden vor dem ZK der SED am 2.6.1955 und am 28.7.1956 samt Zwischenrufen (vgl. Fn. 7) und den Auszug einer Dankesrede zum 60. Geburtstag.

¹⁶ Der Band vermittelt m.E. ein ‚wahrheitsgetreues‘ Bild von Wolfgang Steinitz

(so, wie ich ihn in Erinnerung habe), doch zitiert FEST (2006) Sigmund Freud: „Die ungetrübte biographische Wahrheit ist nicht zu haben.“

Literatur

BIERWISCH, MANFRED (1990): *Beobachtungen zur Situation in der Linguistik der DDR*. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 43:533-549.

CLÉMENT, DANIELÉ / GRUNIG, BLANCHE (1972): *L'ASG: Bilan de dix années de recherche*. In: CLÉMENT, DANIELÉ / GRUNIG, BLANCHE (eds.): *La grammaire générative en pays de langue allemande*. Paris (= *Langages* 26), 7-26.

FEST, JOACHIM (2006). *Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend*. Reinbek b. Hamburg.

KLAPPENBACH, RUTH / STEINITZ, WOLFGANG (eds.) (1961-1977): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 6 Bde. Berlin.

JACOBSON, ROMAN (1957): *Shifters, verbal categories, and the Russian Verb*. Harvard.

LANG, EWALD (2005): *Biographische Kohärenz in der Wechselwirkung von Philologie und (R)Emigration*. In *Historiographica Linguistica* 1/2. Amsterdam: Benjamins [Wiederabdruck im hier besprochenen Band].

LEO, ANNETTE (2005): *Leben als Balance-Akt. Wolfgang Steinitz – Kommunist, Jude, Wissenschaftler*. Berlin.

LEVELT, WILLEM (1989): *Speaking. From Intention to Articulation*. London/Cambridge (MA).

NÖTZOLDT, PETER (2002): *Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Gesellschaft und Politik. Gelehrten-gesellschaft und Großorganisation außeruniversitärer Forschung 1946-1972*. In: KOCKA, JÜRGEN (ed.): *Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945-1990*. Berlin, 41-50.

STEINITZ, WOLFGANG (1953 / ²1955): *Die volkskundliche Arbeit in der Deutschen Demokratischen Republik*. Vortrag auf der Volkskunde-Tagung der DAW zu Berlin (4.-6. Sept. 1953). In: *Kleine Beiträge zur Volkskunsthforschung* 1:42ff.

Heinz Vater, Köln

ROCHE, JÖRG (2005): *Fremdsprachenerwerb – Fremdsprachendidaktik*. Tübingen/Basel: A. Francke Verlag, 282 S.

Bereits der Titel und das auf der Vorderseite abgebildete Babel lassen beim Leser die Vermutung aufkommen, dass der Autor in seinem Werk die Fragen des gesteuerten und ungesteuerten Spracherwerbs sowie die der Sprachlehr- und Sprachlernforschung analysieren und nicht zuletzt auch effiziente Verfahren des Lernens und Lehrens von Fremdsprachen darstellen wird. Die Einführung bestätigt diese Annahme. Das Buch will sich an alle Sprachinteressierten richten, die „[...] sich aus privatem, beruflichem oder öffentlichem Interesse [mit der erwähnten

Thematik] beschäftigen“ (S. 7). Weil das Werk in die Komplexität der spracherwerbtheoretischen und sprachdidaktischen Probleme eine erste Einführung sein soll, verspricht der Verfasser eine verständliche, leserfreundliche Schreib- und Darstellungsweise, bei der auf „[...] Kürze, Prägnanz und Anschaulichkeit geachtet worden [ist]“ (S. 8). Die besprochenen Probleme werden mit Beispielen aus verschiedenen Sprachen veranschaulicht, vor allem aus dem Deutschen als Fremdsprache und dem Englischen.

Das Buch besteht aus acht Kapiteln. Im

ersten setzt sich der Verfasser kritisch mit Lerntheorien und -methoden auseinander. Die Analyse beginnt mit der Grammatik-Übersetzungs-Methode und führt bis zu alternativen Lehr- und Lernverfahren. Im anschließenden Kapitel „Lernvariablen“ werden die Voraussetzungen dargestellt, die der Lerner beim Spracherwerb mitbringt (geschlechtsspezifische Unterschiede, Sprachanlage, Personenmerkmale, Lerntraditionen, Lernertypen, Alter und Lernen). Im 3. Kapitel wird über die Lernuniversalien geschrieben. Der Autor vermittelt dem Leser Informationen über verschiedene Zentren des Gehirns, über die Konstruktion der Bedeutung und über die komplexen Prozesse der multimodalen Sprachverarbeitung. Er analysiert die Organisation des mentalen Lexikons und den Verlauf der lexikalischen Erwerbsprozesse bei monolingualen und bilingualen Sprechern. Das 4. Kapitel beschäftigt sich mit diversen Spracherwerbstheorien, mit den Zusammenhängen zwischen dem Sprachenlernen und der kognitiven Entwicklung des Lerners wie auch mit den fremdsprachlichen Erwerbssequenzen und deren Beeinflussbarkeit durch den institutionellen Sprachunterricht. Der Autor diskutiert auch die Unterscheidung zwischen dem gesteuerten und dem ungesteuerten Spracherwerb, wobei er zwischen diesen beiden Erwerbstypen viele Gemeinsamkeiten und Schnittstellen entdeckt. Der komplexe Aufbau der Sprache, die Sprachvariation und der Sprachwandel werden im 5. Kapitel analysiert. Die einzelnen Bausteine der Sprache werden als interagierende Strukturen und ihr abgestimmtes Zusammenspiel als Grundlage für eine erfolgreiche sprachliche Kommunikation dargestellt. Verhältnismäßig viel Platz wird der Vermittlung der Grammatik und der Arbeit mit authentischen Texten eingeräumt. Angesprochen

wird ebenfalls der pragmatische Aspekt der Sprache. Das 6. Kapitel macht den Leser mit verschiedenen Lehrzelebene und mit dem Übergang vom Lehrplan zum Lernplan vertraut. Es werden auch Techniken und Verfahren zum effektiven Erlernen der fremdsprachlichen Fertigkeiten des Lesens, Hörens, Schreibens und Sprechens erörtert. Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung wird Übersetzungen als didaktischem Mittel beigemessen, die einer falschen Sinnggebung vorbeugen und interessante interlinguale wie auch interkulturelle Vergleiche ermöglichen. Eine große Chance für die bessere Gestaltung des Fremdsprachenunterrichts ist in der entsprechenden vielfältigen Strukturierung der einzelnen Lehr- und Lernphasen und in dem handlungsbezogenen Unterricht zu sehen. Im 7. Kapitel setzt sich der Verfasser mit der interkulturellen Sprachdidaktik auseinander. Er deckt verschiedenartige kulturelle Besonderheiten und deren verschiedenartige Verbindungen mit der Sprache und der Betrachtung der außersprachlichen Realität auf. Die theoretischen Ausführungen werden mit Beispielen aus diversen Sprach- und Kulturräumen illustriert. Es wird darauf aufmerksam gemacht, dass der Lerner eine Fremdsprache nicht vollkommen beherrscht, wenn er über eine unzulängliche interkulturelle Kompetenz verfügt. Nicht zuletzt deswegen werden die Verfahren zur effektiven Vermittlung des sprachkulturellen und landeskundlichen Wissens analysiert. Das 8. Kapitel befasst sich mit der Rolle der elektronischen Medien im fremdsprachlichen Lernprozess. Nach der Durchführung einer Klassifikation der Medien stellt Roche unter Beweis, dass ein entsprechend dosierter Gebrauch eine sinnvolle Auflockerung und Bereicherung des Unterrichts sein kann. Er erblickt in den neuen Me-

Rezensionen

dien eine einzigartige Möglichkeit der Steigerung des autonomen Lernens und der Aktivierung der kognitiven Erwerbsprozesse, warnt aber zugleich davor, sie als ein Allheilmittel gegen Probleme der fremdsprachlichen Unterrichtspraxis zu betrachten. Es werden auch einige elektronische Lernprogramme vorgestellt und effiziente Techniken für die Arbeit mit Medien vorgeschlagen. Im Anhang findet man außer Hinweisen zu der wichtigen Grundlagenliteratur und Lösungen zu den Übungsaufgaben aus den Kapiteln 1 bis 8 auch ein Sachregister sowie ein Abbildungs- und Quellenverzeichnis.

Die Zielsetzungen des Buches werden in den einzelnen Kapiteln konsequent verwirklicht. Der Leserefreundlichkeit wird zum großen Teil Genüge getan. Roche erläutert die komplexen linguistischen, psycholinguistischen, lernpsychologischen und interkulturellen Aspekte des Spracherwerbs auf eine verständliche Weise. Jedem Kapitel gehen ein Inhaltsverzeichnis und ein kurzer Überblick über die zu besprechenden sprachwissenschaftlichen Fragen voran. Die Kapitel schließen mit Übungsaufgaben zur Wissenskontrolle ab, die den Leser zur selbständigen Wiederholung und dadurch zur Verfestigung und zum besseren Verstehen des gelesenen Stoffes anspornen. Auch zahlreiche sprachtheoretische und sprachdidaktische Beispiele, Studien, Exkurse sowie Überblicke und Zusammenfassungen tragen dazu bei, dass der Leser sich leichter in der Komplexität der Thematik zurechtfindet. Leserefreundlich zeigt sich das Layout des Buches. Der Text weist eine klare Gliederung auf, wichtige Begriffe und Textstellen werden mit Fettdruck markiert, der Inhalt der einzelnen Absätze und Absätzeile wird durch komprimierte nominale Gruppen oder Substantive zusammengefasst, die textbe-

gleitend in der Randspalte stehen und samt dem Sachregister eine schnelle Orientierung ermöglichen. Zur Verständlichkeit der zu analysierenden Themen verhelfen außerdem zahlreiche Zeichnungen und graphische Darstellungen. Weiterführende Literaturhinweise nach jedem Kapitel geben dem interessierten Leser einen ersten Anstoß zur vertieften Beschäftigung mit den besprochenen Themen. Als hilfreich erweisen sich die Kurzrezensionen besonders empfehlenswerter Darstellungen, die dank einer Markierung (*) schnell gefunden werden können. Die Kurzrezensionen vermitteln ebenfalls relevante Informationen zur wichtigen Grundlagenliteratur im Anhang des Bandes. Dem Buch fehlt lediglich ein Glossar mit den wichtigsten linguistischen und didaktischen Termini. Diese Unzulänglichkeit könnte aber bei einer Neuauflage behoben werden.

Das Buch leistet jedenfalls einen wichtigen Beitrag zum besseren Verstehen der für die moderne Gesellschaft immer wichtiger werdenden Probleme des Spracherwerbs und des Sprachenlernens. Der Verfasser bespricht in einer anschaulichen Weise die neuesten Erkenntnisse der Spracherwerbsforschung, analysiert deren praktische Umsetzung anhand ausgewählter Beispiele aus einigen Lehrwerken des Deutschen als Fremdsprache und entwickelt kreative Vorschläge für die Unterrichtspraxis. In der schlüssigen und kompetenten Analyse gelingt es Roche, die fremdsprachlichen Erwerbsprozesse in ihrer linguistischen, psycholinguistischen, lernpsychologischen und interkulturellen Komplexität darzustellen als Prozesse, die dank dem gut fundierten theoretischen Wissen sowie dank dem autonomen multimodalen und handlungsorientierten Lernen effizienter verlaufen können. Außer der Zielgruppe der Fremdsprachenlehrer

(vor allem der Deutschlehrer) eignet sich das Buch für alle Sprachinteressierten, die Informationen über das Funktionieren der Sprache, den Spracherwerb und das Fremdsprachenlernen erhalten oder auf-

frischen möchten. Dank den ausführlichen Hinweisen kann der Band ebenso als Ausgangspunkt für weitere Studien dienen.

Lesław Tobiasz, Katowice

ZENDEROWSKA-KORPUS, GRAŻYNA (2004): *Sprachliche Schematismen des Deutschen und ihre Vermittlung im Unterricht DaF*. Frankfurt (M.)/ Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 12). 238 S.

Die Untersuchung von Zenderowska-Korpus setzt sich zum Ziel, sprachliche Schematismen zu bestimmen und ihre Vermittlung im Unterricht DaF am Beispiel ausgewählter Lehrwerke zu analysieren. Im Alltag begegnet uns in allen Bereichen der menschlichen Interaktion sprachliche Routine, die u.a. durch sog. Routineformeln vollzogen wird. Außerdem wird die Alltagskommunikation mit Hilfe sprachlicher Routine leicht und erfolgreich bewältigt. Sprache als Instrument der Kommunikation und Träger kultureller Identität vermittelt Höflichkeitskonventionen, Riten, Zeremonien und Bräuche (S. 16). Daher wird sprachliche Routine zum Gegenstand eines modernen kommunikativ und interkulturell orientierten Fremdsprachenunterrichts, dessen Ziel es ist, die Sprachkompetenz mit all ihren Teilkomponenten (kommunikativer, linguistischer, pragmatischer, interkultureller, kultureller, interaktionaler, soziokultureller und diskursiver Kompetenz) zu vermitteln (S. 36-39). In der vorliegenden Arbeit geht die Autorin sprachlichen Einheiten nach, die besonders für die Sprachlernforschung von Belang sind. Sprachliche Schematismen als Realisierungsformen sprachlicher Routine werden in Anlehnung an DANIELS (1979: 580) als in der Sprache geltende Konventionen, Normen, Tabus, Vorschriften definiert, die als sprachlich geronnene Erfah-

rungen fixiert sind. Es sind sprachliche Einheiten, die im mentalen Lexikon mehr oder weniger fest gespeichert sind und daher bei der Verwendung nicht jedes Mal wieder neu nach grammatisch-syntaktischen Regeln produziert, sondern als Ganzheiten reproduziert werden. Das Korpus für die Studie bilden deutsche sprachliche Schematismen, die den drei analysierten Lehrwerken DaF für die Oberschule *Dein Deutsch, Deutsch aktiv Neu* und *Themen neu* entnommen wurden (S. 12).

Das erste Kapitel („Sprachliche Routine als linguistisches und didaktisches Problem“) stellt eine allgemeine Übersicht über die Erforschung sprachlicher Routine vor dem Hintergrund der Alltagskommunikation, des Fremdsprachenerwerbs und der kommunikativ-pragmatisch und interkulturell orientierten Didaktik dar (S. 15). Die Autorin fasst die Sprache als soziales und kulturell geprägtes Phänomen auf und betont, dass der Spracherwerb in gewissem Sinne auch Kulturerwerb ist. In diesem Kapitel werden verschiedene Aspekte der sprachlichen Routine in der Kommunikation (sprachliche Rituale, soziale Routine und Höflichkeit, diskursive Routine) und ihre Realisierung in sprachlichen Schematismen sowie das Problem der Sprachkompetenz diskutiert. Für die Realisierung der sprachlichen Routine werden in allen Bereichen des alltäglichen

Lebens fixierte, komplexe Ausdrücke verwendet, die in der Arbeit in Anlehnung an DANIELS / POMMERIN (1979:575) nach dem Kriterium der Art ihrer Bindung in bildgebundene, situativ gebundene und grammatisch-lexikalische Schematismen eingeteilt werden. Die Sprachkompetenz mit ihren Teilkompetenzen (kommunikative, pragmatische, strategische und Diskurskompetenz), um deren Vermittlung es im Fremdsprachenunterricht geht, ist Gegenstand des Unterkapitels 1.6.3 („Sprachliche Routine und Sprachkompetenz“). Bei diesen Ausführungen stützt sich die Autorin auf HYMES (1968), KASPER (1986), GRUCZA (1992) und HOUSE (1998). Da sprachliche Routine ein didaktisches Problem darstellt, wird wiederholt auf ihre Rolle, die Notwendigkeit und die Schwierigkeiten bei ihrer Vermittlung hingedeutet. Das erste Kapitel dient der Klärung und Präzisierung der wichtigsten Begriffe, auf denen Zenderowska-Korpus ihre späteren Überlegungen und Analysen aufbaut. Im zweiten, sehr umfangreichen Kapitel („Formale und funktionale Charakteristik sprachlicher Schematismen“) wendet sich die Autorin der Versprachlichung der kommunikativen Routine zu. Hier wird die Form und Funktion sprachlicher Schematismen ausführlich beschrieben. Diskutiert wird die Abgrenzung der festen Wortverbindungen, die als verschiedene nach syntaktisch-semantischen Prinzipien miteinander verknüpfte Wörter aufgefasst werden, von den freien Wortgruppen und das Prinzip der Bindung als Klassifikationskriterium sprachlicher Schematismen. In Anlehnung an SCHATTE (1999:345f.) teilt die Autorin die sprachlichen Schematismen in bildgebundene, grammatisch-lexikalische und situative oder pragmatische ein. Zu der Gruppe der bildgebundenen Schematismen werden

Phraseologismen (Inter-Phraseologismen, Nominationsstereotype, phraseologische Vergleiche, Zwillingsformen) und Kurztex-te (Sprichwörter, geflügelte Worte, Sentenzen, Maximen und Aphorismen) gerechnet. Die bildgebundenen Schematismen, die über die Merkmale der Bildhaftigkeit, Idiomatizität, Stabilität/Festgeprägtheit, Lexikalisierung und Reproduzierbarkeit verfügen, sind polysituativ und polyfunktional, sie können in verschiedenen Situationen auftreten und verschiedenartige und mehrere Funktionen übernehmen (S. 66-70: Ausdruck der Expressivität, Ausdruck von Verhaltensweisen, Emotionen, Wertungen und Einstellungen, Steigerung der Ausdrucksintensivität, sekundäre Nomination, Unterstützung der Senderintention, Argumentationsfunktion, stilistische Nuancierung und Modellierung emotionaler Äußerungen, Schmuckfunktion u. a.). Unter grammatisch-lexikalischen Schematismen versteht Zenderowska-Korpus alle Wortverbindungen, die anhand der grammatischen und lexikalischen Regeln einer Sprache und/oder einzelsprachlicher und konventioneller Präferenzen gebildet sind (S. 73). In Bezug auf die diskutierten Wortverbindungen beschäftigt sich die Autorin mit den Funktionsverbgefügen (auch Streckformen des Verbs genannt) und den lexikalischen Kollokationen, die sich nach der Wortart des Basiselements und ihrer Rolle im Satz in verbale, substantivische und adjektivische/adverbiale Kollokationen gliedern lassen, und geht ihren Funktionen nach (S. 78). Situative Schematismen, die als relativ feste sprachliche Muster aufgefasst und als solche in bestimmten Situationen fast automatisch eingesetzt werden, wo sie konkrete kommunikative Funktionen zu erfüllen haben, werden nach ihren kommunikativen Funktionen als Basiskriterium in Höflichkeits- und

Gesprächsformeln untergliedert. Zu Recht bemerkt Zenderowska-Korpus, dass eine klare Grenze zwischen den beschriebenen Schematismen nicht immer eindeutig gezogen werden kann (S. 50), da sich Repräsentanten der einen oder anderen Gruppe anderen Wortverbindungen ohne weiteres zuordnen lassen können. Das von DANIELS (1985:149) vorgeschlagene Kriterium der Bindungsart lässt zwar eine gewisse Ordnung in diese Anzahl bringen und alle Schematismen in drei Gruppen einteilen, so die Autorin (S. 114), aber die Grenzen zwischen den einzelnen Gruppen bleiben nicht selten unscharf und offen. Die gewissenhaft und ausführlich durchgeführte Analyse und Klassifizierung der Funktionen sprachlicher Schematismen ist ein Ausgangspunkt für die empirischen Untersuchungen in Kapitel 3 („Sprachliche Schematismen in den Lehrwerken des Deutschen als Fremdsprache *Dein Deutsch, Deutsch aktiv Neu, Themen neu* – Materialsammlung). Nach einer kurzen Begründung für die Auswahl der untersuchten Lehrwerke und ihrer Charakteristik weist die Autorin auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den Korpuslehrwerken hin (S. 112-113). Einen Großteil dieses Kapitels bildet ein in tabellarischer Form dargestelltes Verzeichnis der Schematismen, die den Dialogen, Mini-Dialogen, Einführungstexten, Lesetexten, farbig unterlegten Feldern, Vokalleisten, Redemittelkästen, Übungen des Lehr- und Arbeitsbuches, Wortschatzregistern und Glossaren aus den untersuchten Lehrwerken entstammen. Die Tabelle gibt Auskunft über den „Erscheinungsort“ (S. 118) und die Vermittlung in den Lehrwerken, und bei einigen Schematismen wird eine metasprachliche Kommentierung hinzugefügt. In Kapitel 4 („Die Vermittlung sprachlicher Schematismen in Lehrwerken des Deutschen als

Fremdsprache“) geht Zenderowska-Korpus der Frage nach, ob die als Lehrziel formulierte kommunikative Kompetenz im Unterricht mit den untersuchten Lehrwerken realisiert wird und welche Rolle dabei den sprachlichen Schematismen zukommt (S. 163). Am Anfang des Kapitels wird die quantitative und qualitative Auswertung des exzerpierten Materials präsentiert. Insgesamt werden 1.167 nach der Bindungsart gruppierte sprachliche Schematismen (ohne ihre Varianten) einer qualitativen, quantitativen und funktionalen Analyse unterzogen. Die Autorin prognostiziert auf Grund der in den Lehrwerken realisierten verschiedenen Lehrziele, dass sich die Ergebnisse der Analysen voneinander unterscheiden werden (S. 164). Die größte Gruppe der exzerpierten Wortgruppen machen pragmatische Schematismen (337 Höflichkeitsformeln, 268 Gesprächsformeln) aus, gefolgt von grammatisch-lexikalischen (422 lexikalische Kollokationen, 101 Funktionsverbgefüge) und bildgebundenen Schematismen (246 Phraseologismen, 80 Kurztex-te). Eine detaillierte Darstellung der Frequenz in den einzelnen Untergruppen der sprachlichen Schematismen in den untersuchten Lehrwerken ist Gegenstand der Unterkapitel 4.1.2.1-4.1.2.3. Im Unterkapitel 4.2 („Charakteristik der Vermittlung sprachlicher Schematismen in den untersuchten Lehrwerken“) wird das Problem der Einführung, der Vermittlung und der Übungs- und Festigungsformen des Materials diskutiert. Dabei ermittelt die Autorin die Vorzüge der untersuchten Lehrwerke und weist zugleich Lücken in der didaktischen Aufbereitung der sprachlichen Schematismen nach. Zenderowska-Korpus bemerkt auf Grund ihrer Untersuchung, dass alle untersuchten Lehrwerke sprachliche Schematismen zwar enthalten, dass ihre systematische Aufbe-

Rezensionen

reitung und Erklärung (vor allem lexikalischer Kollokationen) jedoch oft unbefriedigend ist. Die meisten Kollokationen werden, so die Autorin, nicht gezielt eingesetzt, sondern eher zufällig. Sie werden zwar eingeführt, geübt, aber oft nicht hervorgehoben, erklärt und abverlangt (S. 190). Eine Ausnahme bildet hier jedoch die Gruppe der Funktionsverbgefüge, deren Vermittlung in allen Lehrwerken zufriedenstellend ist. Auch die Einführung und die Vermittlung der bildgebundenen Phraseologismen lässt der Ansicht der Autorin nach einiges zu wünschen übrig. Sie werden oft ohne situativen Kontext und ohne Bezug auf authentische Texte dargeboten und zu wenig wiederholt, was im Widerspruch zu den Postulaten der Lehrwerkkritiker steht (S. 187). Obwohl der Vermittlung der sprachlichen Schematismen in allen analysierten Lehrwerken generell Beachtung geschenkt wird und die Lehrwerke eine Vielzahl sprachlicher Schematismen auführen und damit die Erscheinung sprachlicher Routine und ihre Bedeutung für den modernen kommunikativ orientierten Fremdsprachenunterricht wahrnehmen, entspricht ihre Vermittlung in vielen Fällen nicht den didaktischen Forderungen (S. 193).

Die Untersuchung von Zenderowska-Korpus wird durch eine Befragung unter Lehrern und Lernenden des Deutschen in Polen ergänzt, deren Ergebnisse im Unterkapitel 4.4 („Sprachliche Schematismen aus der Sicht der Lehrer und Lerner“) dargestellt werden. Die Umfrage gibt einen Einblick in die Problematik der Vermittlung und Wahrnehmung sprachlicher Schematismen im Fremdsprachenunterricht aus der Sicht der polnischen Lehrer und Lerner. Zenderowska-Korpus schließt das vierte Kapitel mit dem Unterkapitel 4.4 [sic!] „Unterrichtsvorschläge zu

[sic!] ausgewählten Gruppen sprachlicher Schematismen“, die die Aufgabe haben, die Lehrer auf einige Aspekte der Vermittlung von sprachlichen Schematismen aufmerksam zu machen und ihnen zu helfen, den Unterricht effektiver zu gestalten (S. 206). Im Schlusskapitel werden Teilergebnisse der Untersuchung zusammengefasst und Schlussfolgerungen präsentiert. Hier wird die hohe Relevanz sprachlicher Routine im Fremdsprachenunterricht hervorgehoben. Daher ist dieses Kapitel zugleich eine Art Appell an Deutsch Lehrende, die sprachlichen Schematismen in den Fremdsprachenunterricht lernergerecht einzubeziehen. Da der Erwerb der kommunikativen Kompetenz und die Vermittlung der sprachlichen Routine im Fremdsprachenunterricht zu den am schwierigsten zu vermittelnden Bereichen gehört, weil der Fremdsprachenlerner die kodematische und pragmatische Kompetenz gleichzeitig erwerben muss, plädiert Zenderowska-Korpus für die Vermittlung sprachlicher Schematismen im Fremdsprachenunterricht in Abhängigkeit von den jeweiligen Lernzielen, der Zielgruppe und deren Lernniveau sowie kulturellen Unterschieden zwischen Ziel- und Muttersprache. Zugleich betont die Autorin, dass nur eine kontrastiv orientierte Sprachvermittlung, gerade im Bereich sprachlicher Routine, den Anforderungen eines modernen Sprachunterrichts gerecht werden kann. Das erklärt die Befürwortung des bilingualen Lehrwerks *Dein Deutsch*, das didaktisch besser aufbereitet und aus der Sicht polnischer Muttersprachler besser auf die Bedürfnisse der polnischen Lerner abgestimmt ist als die monolingualen Lehrwerke (S. 219). Das resultiert auch daraus, dass das Lehrwerk für polnische Schüler bestimmt ist und vor dem Hintergrund der Fremdsprachendidaktik in Polen in einer Zu-

sammenarbeit von polnischen und deutschen Sprachwissenschaftlern und Sprachdidaktikern entstand.

Kritisch muss jedoch angemerkt werden, dass der Autorin einige Fehler unterlaufen sind. Diese betreffen falsche Seitenangaben im Inhaltsverzeichnis und die Inkonsistenz bei der Angabe von zitierten Autoren. Manche Angaben von in der Arbeit zitierten Autoren fehlen im Literaturverzeichnis und erschweren dem interessierten Leser ein weiteres Nachforschen, ja machen es in einigen Fällen sogar unmöglich. Weitere Beispiele für die fehlende Gründlichkeit liefern falsche Schreibweisen von Autoren, die Inkonsistenz in der Verwendung der Abkürzungen sowie zahlreiche technische und typografische Mängel. Etwas ungewöhnlich ist auch die von der Autorin verwendete ‚wir‘-Form, zumal sie allein als Autorin der Publikation angegeben wird. Trotz dieser kritischen Bemerkungen leistet die interessante und wertvolle Publikation einen großen Beitrag zur Erforschung der sprachlichen Routine und ihrer Vermittlung im Unterricht DaF. Sie bietet jedem Lehrer viele Anregungen für didaktisch-methodische Umsetzungen und Hinweise zur Vermittlung sprachlicher Schematismen im Fremdsprachenunterricht. Daher ist das Buch allen am Thema der sprachlichen Routine interessierten Lesern zu empfehlen.

Literatur

DANIELS, KARLHEINZ (1979): *Zur Konstituierung des Lernbereiches. Reflexionen über Sprache am Beispiel „Sprachliche Schematismen“*. In: BOUKE, DIETRICH (ed.): *Deutschunterricht in der Diskussion*. Paderborn, 288-308.

– (1985): *Idiomatische Kompetenz in der Zielsprache Deutsch. Voraussetzungen, Möglichkeiten, Folgerungen*. In: *Wirken des Wort 1*:145-157.

DANIELS, KARLHEINZ / POMMERIN, GABRIELE (1979): *Die Rolle sprachlicher Schematismen im Deutschunterricht für ausländische Kinder*. In: *Die Neueren Sprachen 6*:572-586.

GRUCZA, FRANCISZEK (1992): *Kulturowe determinanty języka oraz komunikacji językowej*. [Kulturelle Determinanten der Sprache und der sprachlichen Kommunikation]. In: GRUCZA, FRANCISZEK (ed.): *Język, kultura – kompetencja kulturowa*. Warszawa, 7-70.

HOUSE, JULIANE (1998): *Kontrastive Pragmatik und interkulturelle Kompetenz im Fremdsprachenunterricht*. In: BÖRNER, WOLFGANG / VOGEL, KLAUS (eds.): *Kontrast und Äquivalenz. Beiträge zu Sprachvergleich und Übersetzung*. Tübingen, 62-88.

HYMES, DELL (1968): *The ethnography of speaking*. In: FISHMAN, JOSHUA A. (ed.): *Readings in the sociology of language*. The Hague, 99-138.

KASPER, GABRIELE (1986): *Kommunikative Inhalte in einem auditiven Sprachlehrprogramm. Sprechhandlungen, Diskursroutinen und Kommunikationsstrategien*. In: EPPENENDER, RALF (ed.): *Routinen im Fremdspracherwerb*. München, 216-261.

SCHATTE, CZESŁAWA (1999): *Konventionelle Syntagmen und ihre Rolle im Unterricht Deutsch als Fremdsprache*. In: BAŃCZEROWSKI, JERZY (ed.): *Linguae amicabilem facere Ludowico Zabrocki in memoriam*. Poznań, 433-442.

Janusz Pociask, Bydgoszcz